

LiThes

Zeitschrift für
Literatur- und
Theatersoziologie

Herausgegeben von Beatrix Müller-Kampel und Helmut Kuzmics

NUMMER 4 (OKTOBER 2010)

Habitus II



Medieninhaber und Verleger

LiTheS. Ein Forschungs-, Dokumentations- und Lehrschwerpunkt
am Institut für Germanistik der Universität Graz
Leitung: Beatrix Müller-Kampel

Herausgeber

Ao. Univ.-Prof. Dr. Beatrix Müller-Kampel
Institut für Germanistik der Universität Graz
Mozartgasse 8 / P, A-8010 Graz
Tel.: ++43 / (0)316 / 380–2453
E-Mail: beatrix.mueller-kampel@uni-graz.at
Fax: ++43 / (0)316 / 380–9761

Ao. Univ.-Prof. Dr. Helmut Kuzmics
Institut für Soziologie der Universität Graz
Universitätsstraße 15 / G4, A-8010 Graz
Tel.: ++43 / (0)316 / 380–3551
E-Mail: helmut.kuzmics@uni-graz.at

Lektorat

Eveline Thalmann, BA
Institut für Germanistik der Universität Graz
Mozartgasse 8 / P, A-8010 Graz
E-Mail: eveline.thalmann@edu.uni-graz.at

Martina Schweiggel, MA
E-Mail: martina.schweiggel@gmx.at

Umschlagbild

© Mit freundlicher Genehmigung von Georg Mayr: Elena Schwarz und Mathias Spaan in
der Komödie „Sommerfrische“ nach Carlo Goldoni neubearbeitet von Astrid Kohlmeier
und Tobias Sosinka, Graz 2010

Satz

mp – design und text / Dr. Margarete Payer
Gartengasse 13 / 3/ 11, 8010 Graz
Tel.: ++43 / (0)316 / 91 44 68 oder 0664 / 32 23 790
E-Mail: mp@margarete-payer.at

© Copyright

»LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie« erscheint halbjährlich im Internet
unter der Adresse »<http://lithes.uni-graz.at/lithes/>«. Ansicht, Download und Ausdruck sind
kostenlos. Namentlich gezeichnete Beiträge geben immer die Meinung des Autors oder der
Autorin wieder und müssen nicht mit jener der Herausgeber identisch sein. Wenn nicht
anders vermerkt, verbleibt das Urheberrecht bei den einzelnen Beiträgern.

Unterstützt von der Universität Graz (Forschungsmanagement und -service und Dekanat
der Geisteswissenschaftlichen Fakultät) und des Landes Steiermark,
Abteilung 3: Wissenschaft.

ISSN 2071-6346=LiTheS

INHALTSVERZEICHNIS

Habitus II

Habitus als Thema und Analysewerkzeug

Betrachtungen zum Werdegang eines Berufsboxers 5

Von Loïc Wacquant

Vom Südpazifik zur South Side von Chicago 6

Der Habitus kommt ins Gym 10

Vom Fleisch zum Text 16

Literaturverzeichnis 21

Ein trojanisches Pferd des Militärs

General Stumm von Bordwehr als Exponent ‚struktureller Herrschaft‘ in Musils *Mann ohne Eigenschaften* 24

Von Norbert Christian Wolf

1. Bourdieus Habitus-Konzept und literarische Figurenanalyse 24

2. Militärischer Habitus in Kakanien: Die ‚generative Formel‘ des romanesken Generals 30

3. Die romankonzeptionelle Funktion der literarischen Habitusgestaltung 37

Literaturverzeichnis 51

Werke 51

Literatur 51

Vom wachsamen Michel, der dicken Berta und dem wehrhaften Kasper

Der nationale Habitus in Puppenspielen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs 55

Von Evelyn Zechner

1. Einführung in das Forschungsvorhaben	55
2. Der „nationale Habitus“ am Beispiel der Deutschen bei Norbert Elias und Besonderheiten des deutschen Staatsbildungsprozesses	56
3. Das Entstehungsmilieu der Kasper(l)stücke – Autoren, Publikationen, Aufführungen	60
4. Kollektivsymbolik in den Kasper(l)stücken des Ersten Weltkriegs – Nationale Symbole und Allegorien	64
5. Zum militärischen Habitus des Weltkriegskasper(l)s – „Preußische Schneid“, Disziplin, Ehre, Mut, Stolz, Härte, Unerbittlichkeit	74
6. Der Weltkriegskasper(l) – ein Sinnbild der Entzivilisierung und Barbarei?	84
Literaturverzeichnis	87
Abbildungsverzeichnis	93
Inhaltsverzeichnis Habitus I (LiTheS Nr. 3, Juli 2010)	94
Inhaltsverzeichnis Habitus III (LiTheS Nr. 5, November 2010)	96

Habitus als Thema und Analysewerkzeug

Betrachtungen zum Werdegang eines Berufsboxers¹

Von Loïc Wacquant

In diesem Essay erzähle ich, wie ich zum Ethnographen wurde; wie ich zufällig mit dem Chicagoer Box-Klub, dem Gym, in Berührung kam, der zur Hauptbühne und zugleich zum Hauptdarsteller meiner Ethnographie des Berufsboxens im schwarz-amerikanischen Ghetto wurde; und wie ich dazu kam, das Buch *Leben für den Ring* zu schreiben, das auf diesen Erkenntnissen und Beobachtungen beruht, indem es Pierre Bourdieus Signalkonzept des Habitus sowohl methodologisch anwendet als auch empirisch weiterentwickelt². Ich stelle auch einige biographische, intellektuelle und analytische Verbindungen zwischen diesem Forschungsprojekt über eine plebejische körperliche Fertigkeit, dem zugrunde liegenden theoretischen Rahmen und der makrokomparativen Studie über städtische Randgesellschaften, aus der es eher zufällig entstanden ist, her. Ich zeige auf, wie die praktischen Bedingungen der Feldforschung mich dazu führten, das Ghetto nicht als Instrument ethno-rassischer Dominanz, sondern als deren Ausdruck zu verstehen. Damit wurde das Ghetto vom soziologischen Problem zu einer hervorragenden Möglichkeit für meine sozialwissenschaftliche Untersuchung. Mit diesem Artikel argumentiere ich für die Feldforschung als ein Instrument für die theoretische Konstruktion, für die Wucht körperlicher Erfahrung und die Notwendigkeit epistemischer Reflexion, und ebenso betone ich, dass die Textsorten und Stile der Ethnographie erweitert werden müssen, um den *Sturm und Drang* des sozialen Handelns, wie er konstruiert und gelebt wird, besser zu verstehen.

Das Konzept des Habitus bot zugleich die Grundlage, den Kompass und die Richtung der ethnographischen Reise, wie sie in *Leben für den Ring* wiedergegeben wird. Habitus ist der *Gegenstand* der Untersuchung: Das Buch zeigt auf, wie die körperlichen Anlagen und mentalen Einstellungen entstehen, die einen guten Boxer in der Feuerprobe des Gym ausmachen. Habitus ist aber auch das *Werkzeug* für die Untersuchung: Der praktische Erwerb dieser Einstellungen durch den teilnehmenden Ethnographen dient als technisches Hilfsmittel, um tiefer zu deren sozialer Pro-

1 Revidierte Ausgabe (Juli 2011). – Übersetzung aus dem Englischen von Ilse Kettemann. Titel der Erstveröffentlichung: *Habitus as Topic and Tool: Reflections on Becoming a Fighter*. Online: http://sociology.berkeley.edu/faculty/wacquant/wacquant_pdf/HABITUSASTOPIC-ANDTOOL.pdf [2010-09-15]. Auch in: *Ethnographies revisited. Constructing Theory in the Field*. Hrsg. von William Shaffir, Anthony Puddephatt und Steven Kleinknecht. New York: Routledge 2009.

2 Loïc Wacquant: *Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto*. Aus dem Französischen von Jörg Ohnacker. Konstanz: UVK 2003. (= Edition discours. 35.) Englisch: *Body and Soul. Notebooks of an apprentice boxer*. New York; Oxford: Oxford University Press 2004.

duktion und Konstruktion vorzudringen. Mit anderen Worten: die Lernphase des Soziologen dient als methodologischer Spiegel der Lernphase, die die Testpersonen durchlaufen; ersterer kann dadurch tiefer zu letzteren vordringen und fördert die innere Logik und die darunterliegenden Eigenheiten der Boxer zutage; und beide erproben ihrerseits die Stringenz und den Wert von Habitus als Leitfaden für die Ursprünge sozialen Verhaltens. Entgegen der allgemeinen Annahme, dass Habitus ein vager Begriff ist, der mechanisch soziale Strukturen wiedergibt, der Geschichte auslöscht und als „Black Box“ fungiert, die Beobachtungen verhindert und Erklärungen vereitelt,³ wird klar, dass Bourdieus soziologische Überarbeitung dieses klassischen philosophischen Konzepts ein machtvolleres Mittel ist, um sozialwissenschaftliche Forschung zu lenken und wirksame soziale Mechanismen abzustecken. Wenn Habitus richtig verwendet wird, erhellt er nicht nur die vielfältige Logik sozialen Handelns, er liefert auch Argumente für ein tieferes Eindringen in das Objekt und eine körperliche Vereinigung mit dem Objekt einer ethnographischen Studie.

Vom Südpazifik zur South Side von Chicago

Da der Begriff des Habitus besagt, dass menschliche Akteure historisch geprägte Lebewesen sind, die in ihren Körpern erworbene Gefühle und Kategorien in sich tragen, die abgelagerte Produkte ihrer vergangenen sozialen Erfahrungen sind, scheint es nützlich, damit zu beginnen, wie ich zur ethnographischen Forschung kam und welche intellektuellen Interessen und Erwartungen ich zur South Side von Chicago mitbrachte. Mein Anstoß zur Feldforschung geht auf eine Zeit vor der Graduate School an der University of Chicago im Jahre 1985 zurück. Um meiner Militärpflicht nachzukommen (wie dies jeder Franzose damals tun musste), wurde ich durch einen glücklichen Zufall beauftragt, im Südpazifik als Soziologe Zivildienst in einem Forschungszentrum von ORSTOM, Frankreichs früherem „Büro für Kolonialforschung“, abzuleisten. So kam es, dass ich zwei Jahre auf Neukaledonien verbrachte, einer französischen Insel im Nordosten Neuseelands, und dort in einem kleinen Forschungsteam – wir waren nur zu dritt – zur Zeit des Kanakenaufstandes im November 1984 arbeitete. Das bedeutet, dass ich in einer sehr brutalen und archaischen kolonialen Gesellschaft lebte und arbeitete, da Neukaledonien in den 1980er-Jahren eine Kolonie vom Typ des 19. Jahrhunderts war, die praktisch intakt bis zum Ende des 20. Jahrhunderts überlebte.⁴ Es war eine außerordentliche soziale Erfahrung für einen angehenden Soziologen, das Schulsystem, die städtebauliche Entwicklung und den sozialen Wandel im Kontext eines Aufstandes, im Ausnahmezustand also, zu erforschen, in Echtzeit die Kämpfe zwischen den Kolonialisten und der Unabhängigkeitsbewegung zu beobachten und konkret über die zivilgesellschaftliche Rolle der Sozialwissenschaft reflektieren zu müssen. Zum

3 Vgl. Jenkins, der diese Annahmen wiederkaut: Richard Jenkins: Pierre Bourdieu. London [u. a.]: Routledge 1992. (= Key sociologists.)

4 Für eine Beschreibung vgl. Alban Bensa: Chroniques Kanak. L'ethnologie en marche. Paris: Ethnies 1995. (= Ethnies documents. 18–19.)



Beispiel erlaubte man mir, an einem öffentlich nicht zugänglichen Kongress der „Kanak and Socialist National Liberation Front“ / „Front de Libération Nationale Kanake et Socialiste“, FLNKS, in Canala am Höhepunkts der Auseinandersetzungen teilzunehmen, und ich reiste auch zu einer Zeit, als sich niemand mehr auf dem Territorium frei bewegte, rund um „Grande Terre“ (die Hauptinsel) und hielt mich mehrmals auf der Insel Lifou bei Freunden auf, die schon seit langem Kanaken-Kämpfer waren.

Dieses neukaledonische Schlüsselerlebnis sensibilisierte mich für ethno-rassistische Ungleichheit and räumliche Verteilung als Vektor der sozialen Kontrolle – die Kanaken waren mehr oder weniger in isolierte ländliche Gebiete und völlig abgeschottete Bezirke in der Hauptstadt Nouméa verbannt. Diese Erfahrung brachte mir auch die unterschiedlichen Wirkungsweisen von starren Hierarchien von Hautfarbe und Ehre im Alltag und die Wichtigkeit des Körpers als Ziel, Behältnis und Quelle asymmetrischer Machtverhältnisse zum Bewusstsein. Und sie setzte mich extremen Formen abwertender rassistischer Bildsprache aus: Die eingeborenen Melanesier wurden üblicherweise als „überaus primitiv“, ohne jegliche Kultur und Geschichte dargestellt, obwohl sie sich gerade erhoben, um ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.⁵ All dies sollte sich später, in der South Side von Chicago, als äußerst nützlich erweisen, wo Afroamerikaner üblicherweise ganz ähnlich behandelt wurden. Dort in Neukaledonien las ich die Klassiker der Ethnologie, Mauss, Mead, Malinowski, Radcliffe-Brown, Bateson, etc. (besonders Arbeiten, die den Südpazifik betrafen: die Trobriand Inseln waren sehr nahe), und ich fing an, meine ersten Feldnotizen zu schreiben. Die allerersten entstanden zu Weihnachten 1983, als ich mich beim Luecilla-Stamm in der Wé-Bucht aufhielt, etwa ein Jahr vor ihrem Aufstand zur Erlangung der Unabhängigkeit (der Höhepunkt war ein Abschnitt über eine Fledermausjagd und das Abendessen, bei dem ich unsere geröstete Jagdbeute an jenem Abend verspeisen musste). Diese Notizen verarbeitete ich in meinen ersten Publikationen über Ungerechtigkeiten im Ausbildungssystem, über koloniale Konflikte und über die Veränderungen der melanesischen Gesellschaften unter dem Druck kapitalistischer Expansionspolitik und französischer Herrschaft.

Am Ende meines Aufenthalts in Kaledonien erhielt ich ein vierjähriges Doktoratsstipendium an der University of Chicago, der Wiege US-amerikanischer Soziologie und Heimat der Haupttradition städtischer Ethnographie. Als ich in Upton Sinclairs Stadt ankam, beabsichtigte ich, an einer historischen Anthropologie von kolonialer Herrschaft in Neukaledonien zu arbeiten, aber unerwartet wurde mein Interesse in Richtung schwarz-amerikanisches Ghetto umgelenkt. Einerseits verschloss sich mir der neukaledonische Kontakt ziemlich abrupt, nachdem ich mich offiziell über den mittelmäßigen Bürokraten beschwerte, der mein Vorgesetzter in Nouméa war und mich gezwungen hatte, ihn als Ko-Autor einer Studie über das dortige Schulsystem,

5 Vgl. Pierre Bourdieu und Alban Bensa: Quand les Canaques prennent la parole. In: Actes de la recherche en sciences sociales 56 (1985), S. 69–85.

die ich ganz allein durchgeführt hatte, zu nennen.⁶ Die Direktoren des Instituts in Paris deckten diesen Betrüger nur allzu schnell und verbannten mich praktisch von der Insel. Andererseits wurde ich tagtäglich mit der grauenhaften Realität des Chicagoer Ghettos konfrontiert bzw. was davon noch übrig war. Mir wurde die letzte Studentenwohnung auf dem Campus zugewiesen, die kein anderer haben wollte, und so kam es, dass ich in der 61. Straße, am Rande des schwarzen Armenviertels Woodlawn, wohnte. Ich war ständig erschüttert und verwirrt zugleich, direkt unter meinem Fenster diese städtische Mondlandschaft zu sehen, mit ihren unfassbaren Verfallserscheinungen, dem Elend und der Gewalt, noch verstärkt durch die völlig hermetische Trennung zwischen der weißen, reichen und privilegierten Welt der Universität und den sich selbst überlassenen schwarzamerikanischen Wohngebieten im Umkreis. Da für mich als Westeuropäer solche Ausmaße von städtischem Elend, materieller Not und Rassentrennung unbekannt waren, wurde ich tagtäglich zutiefst intellektuell und politisch herausgefordert. Gerade zu diesem Zeitpunkt fand meine zweite entscheidende intellektuelle Begegnung statt, und zwar mit William Julius Wilson.⁷

Wilson ist der bedeutendste afroamerikanische Soziologe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der herausragendste Experte auf dem Gebiet der Verbindung von Rasse und Gesellschaftsschicht in den Vereinigten Staaten – seine Analyse von „Blacks and American Institutions“ in *The Declining Significance of Race*⁸ setzte die Parameter für dieses Forschungsgebiet der Soziologie im Jahre 1978. Er war einer der Professoren, die mich anfangs nach Chicago zogen, und als er mich daher bat, bei dem großen Forschungsprojekt zur städtischen Armut, das er gerade in Angriff genommen hatte, mitzuarbeiten,⁹ ergriff ich die Chance und wurde schnell sein naher Mitarbeiter und Ko-Autor. Dies ermöglichte es mir, mich sofort auf das Thema zu konzentrieren und auch ganz genau zu erfahren, wie diese wissenschaftliche und politische Debatte auf höchster Ebene ablief, besonders in den philanthropischen Stiftungen und Ideenschmieden, die das Wiederaufleben der Debatte um die Problemkreise Rasse, Gesellschaftsschicht und Armut in den Stadtzentren prägten. So begann ich, zunächst als Wilsons Schüler and dann selbständig, mit meinen Untersuchungen über die Veränderungen des schwarzen Ghettos nach den Aufständen

6 Loïc Wacquant: *L'École inégale. Éléments de sociologie de l'enseignement en Nouvelle-Calédonie*. Paris; Nouméa: ORSTOM; Institut culturel mélanésien 1985. (= Sillon d'ignames.)

7 Die erste war die mit Pierre Bourdieu fünf Jahre zuvor, als ich mich nach einer öffentlichen Vorlesung von ihm entschloss, von den Wirtschaftswissenschaften zur Soziologie zu wechseln; vgl. Loïc Wacquant: Bourdieu ins Feld mitnehmen. In: *Mittelweg 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung* 11 (2002), S. 58–64.

8 William J[ulius] Wilson: *The Declining Significance of Race. Blacks and changing American institutions*. Chicago: University of Chicago Press 1978.

9 Die zu behandelnden Themen wurden in etwa in seinem Buch *The Truly Disadvantaged* abgesteckt; William J[ulius] Wilson: *The Truly Disadvantaged. The inner city, the underclass, and public policy*. Chicago: University of Chicago Press 1987.



der 1960er-Jahre, indem ich mich bemühte, mit der pathologisierenden Sicht der Dinge aufzuräumen, die die bisherige Forschung zu dieser Frage durchdrang und entstellte.

Ich verdanke Bill Wilson persönlich und intellektuell sehr viel, als meinem Mentor, der zugleich fordernd und großzügig war: Er ermutigte und unterstützte mich, und er gab mir auch die Freiheit, von seinen Analysen abzuweichen und zeitweise in eine Richtung zu gehen, die seiner diametral entgegengesetzt war. Er lehrte mich zum Beispiel intellektuellen Mut: das Gesamtphänomen zu verfolgen, sehr detailgenau zu arbeiten, schwierige Fragen zu stellen, auch wenn dies bedeutete, damit einige Leute akademisch oder sozial zu verstören. Er lud auch Pierre Bourdieu ein, zu uns über seine algerische Forschungsarbeit über Urbanisierung und Proletarisierung in den frühen 1960er-Jahren zu sprechen.¹⁰ Es stellte sich heraus, dass Bourdieu einige Jahre zuvor versucht hatte, *The Declining Significance of Race* ins Französische übersetzen zu lassen. Dieses Zusammentreffen und die darauf folgende Diskussion bestärkten mich in meiner Annahme, dass ich eine Verbindung zwischen Bourdieus frühen anthropologischen Untersuchungen des Lebens der algerischen untersten Unterschicht und der derzeitigen prekären Lage im schwarzen Ghetto Chicagos, das Wilson beschäftigte, herstellen könnte. Ich wusste aber noch nicht, wie dies gelingen sollte.

Die Ethnographie spielte zu diesem Zeitpunkt aus zwei Gründen eine zentrale Rolle: Einerseits belegte ich mehr anthropologisch als soziologisch orientierte Kurse, weil die Soziologische Fakultät an der University of Chicago damals intellektuell wenig herausfordernd war und weil ich mich durch meine französische Ausbildung zutiefst einem einheitlichen Konzept der Sozialwissenschaft verpflichtet fühlte. Die Kurse, Arbeiten und Förderung durch John und Jean Comaroff, Marshall Sahlins, Bernard Cohn und Raymond Smith trieben mich buchstäblich zur Feldforschung. Andererseits wollte ich schnell einen direkten Beobachtungsposten innerhalb des Ghettos beziehen, da die bestehende Literatur zu diesem Thema das Produkt eines „Blicks von außerhalb“ war, der mir grundlegend voreingenommen, wenn nicht blind erschien.¹¹ Diese Studien waren hauptsächlich statistisch angelegt, von oben herab, durchgeführt von Forschern, die zumeist kein direktes oder auch nur indirektes Wissen darüber hatten, was die tägliche Realität der entrechteten Wohngebiete des Black Belt ausmachte, und die diese Wissenslücke mit Stereotypen aus journalistischen oder akademischen Allgemeinplätzen füllten. Ich wollte die Frage nach

10 Pierre Bourdieu: Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft. Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Franz Schultheis. Konstanz: UVK 2003. (= Edition discours. 25.)

11 Vgl. Loïc Wacquant: Drei irreführende Prämissen bei der Untersuchung der amerikanischen Ghettos. In: Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben. Herausgegeben von Wilhelm Heitmeyer, Rainer Dollase und Otto Backes. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. (= Edition Suhrkamp. 2036.) S. 194–210.

dem Ghetto von Grund auf neu stellen, gestützt auf eine genaue Beobachtung der Alltagsaktivitäten und Beziehungen zwischen den Bewohnern jener *terra non grata* und aus genau diesem Grund *terra incognita*.¹²

Ich hielt es für epistemologisch und moralisch unmöglich, über das Ghetto zu forschen, ohne Wissen aus eigener Erfahrung darüber erlangt zu haben, eben weil das Ghetto ja da war, buchstäblich vor meiner Haustüre (im Sommer konnte man nächtliche Schießereien von der anderen Straßenseite hören), und weil die bekannten Arbeiten zu diesem Thema mir so voll von unlogischen oder schädlichen akademischen Vorstellungen zu sein schienen, beginnend mit dem wissenschaftlichen Mythos von der „Unterschicht“, was in jenen Jahren echte intellektuelle Heimarbeit war.¹³ Als weißer Franzose war ich durch meine prägenden sozialen und intellektuellen Erfahrungen diesem Milieu völlig fremd, und umso mehr fühlte ich mich gedrängt, damit praktisch vertraut zu werden. Nach einigen Fehlversuchen fand ich zufällig einen Box-Klub in Woodlawn, drei Blocks von meiner Wohnung entfernt. Ich meldete mich an und behauptete, ich wolle boxen lernen, einfach weil es da keine andere Möglichkeit gab. In Wirklichkeit war ich weder neugierig noch interessierte ich mich für diese faustkämpferische Welt an sich (ich wollte jedoch ordentlich trainieren). Das Gym sollte nur als Plattform für meine Beobachtungen im Ghetto dienen, ein Ort, an dem ich potenzielle Informanten treffen würde.

Der Habitus kommt ins Gym

Doch sehr schnell erwies sich das Gym nicht nur als wunderbares Fenster, um das tägliche Leben junger Männer aus meiner Nachbarschaft zu beobachten, sondern auch als komplexer Mikrokosmos mit einer Geschichte, einer Kultur und einem sehr intensiven und reichen sozialen, ästhetischen, emotionalen und moralischen Eigenleben. Binnen weniger Monate entstand ein sehr starkes, körperliches Band zu den Stammgästen des Klubs und zum alten Trainer, DeeDee Armour, der so etwas wie mein Adoptivvater wurde. Allmählich bemerkte ich, dass ich mich fast magnetisch so sehr zum Boxsport hingezogen fühlte, dass ich fast meine ganze Zeit im Gym oder in der Nähe verbrachte. Nach etwa einem Jahr beschloss ich, mich meiner zweiten Forschungsfrage zu widmen, nämlich nach der sozialen Logik einer körperlichen Fertigkeit. Was erregt Boxer? Warum widmen sie sich dieser rauesten

12 Vgl. als ersten Versuch Loïc Waquant: *The Zone*. In: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Herausgegeben von Pierre Bourdieu [u. a.] Konstanz: UVK 1997. (= *Edition discours*. 9.) S. 179–207.

13 Vgl. für kritische Abhandlungen *The Underclass Debate. Views from history*. Herausgegeben von Michael B. Katz. Princeton: Princeton University Press 1993 und Herbert Gans: *The War Against the Poor. The underclass and antipoverty policy*. New York: Basic Books 1995; für eine begriffliche Analyse vgl. Loïc Waquant: *Die städtische „Underclass“ im sozialen und wissenschaftlichen Imaginären Amerikas*. In: *Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der „Armen“ in Geschichte und Gegenwart*. Herausgegeben von Rolf Lindner und Lutz Musner. Freiburg i. Br.; Berlin: Rombach 2008. (= *Rombach Wissenschaften. Edition Parabasen*. 8.) S. 59–78.



und destruktivsten aller Sparten? Wie wachsen in ihnen der Wunsch und die Fähigkeiten, um darin zu bestehen? Welche Rolle spielen in all dem das Gym, die Straße, die allgegenwärtige Gewalt and der Rassismus, das Eigeninteresse, die Freude und der kollektive Glaube an die Möglichkeit, all das zu überwinden? Wie entsteht eine soziale Kompetenz, die eine an den Körper gebundene Kompetenz ist und die durch eine stille Pädagogik von bewegten Körpern vermittelt wird? Kurz gesagt, wie wird der *faustkämpferische Habitus* konstruiert und dargestellt? So kam ich dazu, an zwei miteinander verbundenen Projekten gleichzeitig zu arbeiten – zwei Projekten, die vordergründig sehr verschieden, aber in Wirklichkeit eng miteinander verknüpft waren: die körperliche Mikrosoziologie des Boxen-Lernens als subproletarische körperliche Fertigkeit *im Ghetto*, die einen besonderen „Ausschnitt“ dieses Universums von unten und von innen bietet,¹⁴ und eine historische und theoretische Makrosoziologie *des Ghettos* als Instrument rassistisch bedingter Abschottung und sozialer Herrschaft, die eine verallgemeinernde Sicht von oben und außen liefert.¹⁵

Ich hatte vom ersten Nachmittag im Gym an damit begonnen, nach jeder Trainingseinheit ein Tagebuch zu führen, anfangs um das übermächtige Gefühl loszuwerden, in dieser faustkämpferischen Umgebung in vielen Hinsichten fehl am Platze zu sein, ohne zu wissen, was ich mit diesen Notizen letztlich anfangen würde. Bald aber ging ich dazu über, systematisch Aufzeichnungen zu machen und den verschiedenen Facetten des Boxsports nachzuspüren. Der Habitus-Begriff erschien mir sofort brauchbar als konzeptuelles Instrument, um meinen persönlichen Erfahrungen als Box-Schüler Sinn zu verleihen, und als nützliches Gerüst, um meine ständigen Beobachtungen der faustkämpferischen Pädagogik zu ordnen. Ich hatte Bourdieus anthropologische Arbeiten während meiner kaledonischen Jahre von vorn bis hinten gelesen. Daher war ich auch gut vertraut mit seiner Darstellung dieses Konzepts, das darauf abzielt, den Gegensatz zwischen einem Objektivismus, der die Lebenspraxis mechanisch auf strukturelle Notwendigkeiten reduziert, und einem Subjektivismus, der den persönlichen Willen und die Intentionen der Akteure mit der Motivation ihrer Handlungen verwechselt, zu überwinden.¹⁶ Der Autor des Buches *Entwurf einer Theorie der Praxis*¹⁷ hatte das Habitus-Konzept von einer Vielzahl von Philosophen abgeleitet, angefangen mit Aristoteles über Thomas von Aquin bis Husserl,

14 Wacquant, *Leben für den Ring*.

15 Loïc Wacquant: *Urban Outcasts. A comparative sociology of advanced marginality*. Cambridge: Polity Press 2008.

16 Vgl. Pierre Bourdieu: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Aus dem Französischen von Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987; für eine Genealogie und Exegese des Begriffes vgl. Loïc Wacquant: *Habitus*. In: *International Encyclopedia of Economic Sociology*. Herausgegeben von Jens Beckert und Milan Zafirovski. London: Routledge 2004, S. 315–319.

17 Pierre Bourdieu: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyrischen Gesellschaft*. Aus dem Französischen von Cordula Pialoux (1. Teil) und Bernd Schwibs (2. Teil). Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.

um eine dispositionelle Handlungstheorie zu entwickeln, die anerkennt, dass soziale Akteure nicht passive Wesen sind, die von äußeren Kräften gezogen oder geschoben werden, sondern geschickte Kreaturen, die die soziale Realität durch „Kategorien der Erkenntnis, Einschätzung und Handlung“ aktiv konstruieren. Aber anders als die Phänomenologie betont Bourdieu, dass diese Kategorien zwar elastisch und verbreitet, nicht aber universell (oder transzendental im Kant'schen Sinne) sind und dass die generative Matrix, die sie erzeugen, nicht unveränderlich ist. Sie sind vielmehr sozial konstruiert als verkörperte Ablagerungen individueller und kollektiver Geschichte.

„Als Produkt von Geschichte erzeugt Habitus individuelle und kollektive Praktiken und daher wieder Geschichte in Übereinstimmung mit den Schemata, die von der Geschichte erzeugt werden. Er sichert die gestalterische Gegenwart vergangener Erfahrungen, die, da sie in jedem Organismus in der Form von Denk- und Handlungsschemata gespeichert sind, viel eher die Konformität von sozialen Praktiken und ihre Konstanz über Zeiten hinweg garantieren als formale Regeln und explizite Normen.“¹⁸

Vier Eigenschaften des Habitus-Konzepts boten sich als direkt relevant an, um die soziale Konstruktion von Berufsboxern aufzuzeigen. Erstens bedeutet Habitus eine Menge *erworbener* Fähigkeiten, und niemand wird als Boxer geboren (schon gar nicht ich!): Das Training der Boxer besteht, um genau zu sein, aus körperlichem Drill, asketischen Regeln für den Alltag (was Ernährung, Zeitmanagement, Emotionen und sexuelles Verlangen betrifft) und sozialen Spielen, die darauf abzielen, den Boxern neue, auf ihren faustkämpferischen Kosmos zugeschnittene Fähigkeiten, Kategorien und Wünsche beizubringen. Zweitens bedeutet Habitus, dass die praktische Meisterschaft auf einem Niveau *unterhalb des Bewusstseins und des Diskurses* wirkt, und dies stimmt absolut mit einem bestimmenden Merkmal der Box-Lernerfahrung überein, wo rationales Verstehen wenig hilft (und im Ring sogar ein ernstes Hindernis sein kann), bis man nicht die Box-Techniken mit seinem eigenen Körper erfasst hat.¹⁹ Drittens zeigt das Konzept des Habitus auf, dass ganze Mengen von Anlagen *sich mit der sozialen Verortung und der sozialen Bewegung ändern*: Individuen mit unterschiedlichen Lebenserfahrungen haben verschiedene Denkweisen, Gefühle und Handlungsmuster erworben; ihre ursprünglichen Anlagen sind mehr oder weniger weit entfernt von denen, die der Boxsport erfordert; und daher werden sie mehr oder weniger geeignet oder begabt sein, diesen Sport auszuüben. Das stimmte sicher mit meiner persönlichen Erfahrung und meinen Aufzeichnungen über die unterschiedlichen Verhaltensweisen meiner Box-Kollegen im Laufe der Zeit überein, wenn sie hin- und her gerissen wurden zwischen den Verlockungen der Straße und des Gym, wenn sie sich der Autorität des Trainers unterwarfen und wenn sie ihr Selbst in Übereinstimmung mit den hohen Anforderungen dieses Sports wiederherzustellen

18 Bourdieu, Sozialer Sinn, S. 101.

19 Vgl. Loïc Wacquant: The Pugilistic Point of View. How boxers think and feel about their trade. In: *Theory and Society* 24 (1995), Nr. 4, S. 489–535.



suchten. Viertens sind die sozial gegründeten konativen und kognitiven Strukturen, die den Habitus ausmachen, dehnbar und übertragbar, weil sie das Resultat *pädagogischer Arbeit* sind. Wenn man dem Habitus näher kommen möchte, dann muss man nur die organisierten *Praktiken der Einimpfung* untersuchen, durch die er seine Erinnerungsschichten aufbaut.²⁰

Der „magische Moment“ meiner Feldforschung, der diese theoretischen Vorahnungen fokussierte und der das, was für mich ursprünglich eine Nebenbeschäftigung war, in eine tiefeschürfende Untersuchung der sozialen Logik von Verkörperung verwandelte, war eher unrühmlich: Beim Übungsboxen im Mai 1989, neun Monate nachdem ich mit dem Training begonnen hatte, erlitt ich einen Nasenbeinbruch. Diese Verletzung zwang mich für längere Zeit auszusetzen, und damals drängte mich Pierre Bourdieu, einen Forschungsbericht über meine Initiation für ein Themenheft der *Actes de la recherche en sciences sociales* zur Vorbereitung von „The Space of Sports“ zu verfassen. Das Resultat war ein langer Artikel, der mir zeigte, dass es sowohl sinnvoll also auch ertragreich war, die Theorie des Handelns, die in dem Begriff des Habitus beinhaltet ist, in ein empirisches Experiment zur praktischen Produktion von Berufsboxern im Woodlawn Gym zu verwandeln.²¹ Dieser Artikel wurde bald durch meine intensivere theoretische Beschäftigung mit dem Habitus erweitert.

Während ich meine Nachforschungen über das Boxen und das Ghetto durchführte, war ich in ständigem Kontakt mit Pierre Bourdieu, der mich ermutigte und anleitete. Als er erfuhr, dass ich mich zum Erlernen des Boxsportes im Woodlawn Boys Club angemeldet hatte, schrieb er mir kurz ungefähr folgendes: „Steh's durch, du wirst in diesem Gym mehr über das Ghetto lernen als aus allen Studien dieser Welt.“ (Später, als ich tiefer in diese Welt eindrang, bekam er es doch etwas mit der Angst zu tun, und er riet mir, mich etwas zurückzuziehen. Als ich mich für einen Kampf im Chicagoer Golden Gloves-Turnier anmeldete, drohte er mir zunächst, mich zu verstoßen, da er fürchtete, dass ich mich verletzen würde, dann aber sah er ein, dass es keinen Grund zur Panik gab: Ich hatte mich für dieses Experiment bestens vorbereitet.) Bourdieu kam mehrmals nach Chicago, besuchte das Gym und traf DeeDee und meine Boxer-Freunde (ich stellte ihn als „Mike Tyson der Soziologie“ vor). Während eines dieser Besuche kam uns die Idee eines Buchprojektes, das das Herzstück seines Werkes für eine angloamerikanische Leserschaft erläutern würde, da es hier die größten Rezeptionsschwierigkeiten und Hindernisse für eine positive und fruchtbare Aufnahme seiner Modelle gab. Drei Jahre Arbeit quer über den Atlantik (mit Fax, Telefon, Briefen und Treffen, die alle paar Monate stattfanden) widmeten wir dem Verfassen dieses Buches mit dem Titel *An Invitation to Reflexive*

20 Vgl. Loïc Wacquant: Pugs at Work. Bodily capital and bodily labor among professional boxers. In: *Body and Society* 1 (1995), Nr. 1, S. 65–94.

21 Vgl. Loïc Wacquant: Corps et âme. Notes ethnographiques d'un apprenti-boxeur. In: *Actes de la recherche en sciences sociales* 80 (1989), S. 33–67 und Wacquant, Bourdieu ins Feld mitnehmen.

Sociology,²² in dem wir die Verbindung von Habitus, Kapital und Feld darlegen. Während jener Jahre führte ich quasi ein Jekyll-and-Hyde-Dasein: Ich boxte tagsüber und befasste mich in der Nacht mit Sozialtheorie. Am Nachmittag ging ich normalerweise ins Gym, trainierte und hängte mit meinen Kumpels herum, und ich „diskutierte“ stundenlang mit unserem Trainer DeeDee, bevor ich ihn nach der Sperrstunde heimfuhr. Und später am Abend, nachdem ich meine Feldnotizen getippt hatte, wandte ich mich dem Buchmanuskript mit Bourdieu zu. Das war manchmal berauschend und stärkend, manchmal aber auch mühsam. Aber die Trainingseinheiten am Tag waren für mich eine Atempause von den theoretischen Überlegungen und stellten starke Anregungen dar, die eher abstrakten Themen des Buches in sehr profaner Weise empirisch durchzudenken. Die Soziologie des Ghettos (die ich erweitert hatte, um sie mit der postindustriellen französischen Vorstadt vergleichen zu können), die körperliche Ethnographie des geschulten Körpers und die theoretische Arbeit mit Bourdieu: Alle diese Stränge wurden sorgfältig analysiert und gleichzeitig miteinander verwoben.

Das Box-Projekt ist in Bezug auf seine Parameter eine ethnographische Studie im ganz klassischen Sinn, eine Art von Dorfstudie, wie sie in den 1940er-Jahren von britischen Anthropologen durchgeführt wurden, abgesehen davon, dass mein Dorf das Box-Gym und sein Kontext und mein „Stamm“ die Boxkämpfer und ihre Gefolgschaft waren. Ich behielt diese strukturelle und funktionale Einheit bei, weil sie die Boxer einschließt und einen spezifischen zeitlichen, beziehungsgeflechtlichen, mentalen, emotionalen und ästhetischen Horizont erzeugt, welcher den Faustkämpfer in den Vordergrund rückt, ihn seine Lebenswelt „heroisieren“ lässt und ihn damit aus seiner gewöhnlichen Umgebung heraushebt.²³ Ich wollte zu allererst die gespaltene „symbiotische Gegensatz“-Beziehung zwischen Ghetto und Gym und zwischen Straße und Boxring analysieren. Als nächstes wollte ich zeigen, wie die soziale und symbolische Struktur des Gym die Vermittlung der Techniken dieser „männlichen Kunst“ und die Entstehung des kollektiven Glaubens an die faustkämpferische *illusio* steuert. Und letztlich wollte ich die praktische Logik einer körperlichen Praxis durchdringen, die durch die langen Lernjahre am eigenen Ich wirklich an der äußersten Grenze der Praxis arbeitet. Drei Jahre lang tauchte ich in die örtliche Umgebung ein und wurde von dem Spiel förmlich aufgesaugt. Ich lernte boxen und nahm an allen Vorbereitungsphasen des Faustkämpfers teil, bis hin zum Wettkampf im großen Amateurboxturnier der Golden Gloves. Ich folgte meinen Box-Kumpels auf ihren persönlichen und beruflichen Wanderschaften. Und ich hatte routinemäßig mit Trainern, Managern, Organisatoren etc. zu tun, die aktiv im Boxgeschäft involviert sind und sich um das „blutige Show-

22 Pierre Bourdieu und Loïc Wacquant: Reflexive Anthropologie. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996.

23 Vgl. Loïc Wacquant: Protection, discipline et honneur. Une salle de boxe dans le ghetto américain. In: *Sociologie et sociétés* 27 (1995), Nr. 1, S. 75–89.



business“ kümmern.²⁴ Dabei wurde ich in die sinnlichen und moralischen Windungen des Faustkampfes bis zu dem Punkt hineingezogen, da ich ernsthaft daran dachte, meine akademische Laufbahn zu unterbrechen, um ein Profi zu werden.

Aber wie das oben Gesagte schon klarmachen hätte müssen, waren das Ziel und die Methode dieser Untersuchung ganz und gar nicht von der klassischen Art. *Leben für den Ring* stellt eine *empirische und methodologische Radikalisierung von Bourdieus Habitus-Theorie* dar. Einerseits öffne ich die „Black Box“ des faustkämpferischen Habitus, indem ich die Produktion und Organisation der kognitiven Kategorien, körperlichen Fähigkeiten und Wünsche aufzeige, die zusammen genommen das Können und die Bedürfnisse definieren, die einen Boxer ausmachen. Andererseits verende ich Habitus als methodisches Mittel, das heißt, ich begeben mich selbst in den örtlichen Strudel des Handelns, um auf praktische Weise und in Echtzeit die Fähigkeiten des Boxers mit dem Ziel zu erwerben, die magnetischen Kräfte zu erklären, die dem faustkämpferischen Universum eigen sind. Dadurch kann ich die machtvolle Faszination einer Kombination von Geschicklichkeit, Sinnlichkeit und Moral aufzeigen, die den Faustkämpfer an seine Tätigkeit bindet und die verkörperten Kategorien von Risiko und Erlösung prägt, die es dem Boxer ermöglichen, das dumpfe Gefühl, extrem ausgenutzt zu werden, zu bewältigen.²⁵ Die Methode überprüft auf diese Weise die Theorie des Handelns, die der Analyse gemäß einem rekursiven und reflektiven Forschungsdesign zugrunde liegt.

Die Idee, die mich hierher führte, war es, die Logik der beteiligten Beobachtung zu einem Punkt zu führen, wo sie sich umdreht und sich in beobachtende Teilnahme wandelt. In der angloamerikanischen Tradition werden Studierende der Anthropologie, die zum ersten Mal Feldforschung betreiben, gewarnt: „Lasst euch nicht total auf eure Forschungsobjekte ein!“ In der französischen Tradition hingegen ist radikales Eintauchen zulässig – man denke nur an Jeanne Favret-Saadas *Die Wörter, der Zauber, der Tod*²⁶ –, aber nur unter der Bedingung, dass dies Hand in Hand geht mit einer subjektivistischen Epistemologie, die uns in den inneren Tiefen des anthropologischen Subjektes verloren gehen lässt. Meine Position ist, im Gegensatz dazu, folgende: „Tauche ein, aber sei bewaffnet,“ d. h. ausgestattet mit deinen theoretischen und methodologischen Hilfsmitteln, mit dem vollen Repertoire aller Problematiken deines Faches, mit deinen analytischen und reflexiven Fähigkeiten und geleitet von deiner beständigen Anstrengung, nach dem Schlüsselerlebnis der Initiation *diese Erfahrung zu objektivieren und das Objekt zu konstruieren*, statt sich selbst

24 Vgl. Loïc Wacquant: A Fleshpeddler at Work. Power, pain, and profit in the prizefighting economy. In: *Theory and Society* 27 (1998), Nr. 1, S. 1–42.

25 Vgl. Loïc Wacquant: Whores, Slaves, and Stallions. Languages of exploitation and accommodation among professional fighters. In: *Body and Society* 7 (2001), Nr. 2–3: Special issue on *Commodifying Bodies*, S. 181–194.

26 Vgl. Jeanne Favret-Saada: *Die Wörter, der Zauber, der Tod*. Der Hexenglaube im Hainland von Westfrankreich. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. (= edition suhrkamp. 981.)

naiv einfangen zu lassen und konstruiert zu werden. Fang an, tauch ein, aber komm als Soziologe wieder raus! In meinem Fall diente das Konzept des Habitus sowohl als Brücke, um in die Werkstatt des faustkämpferischen Know-how einzudringen und methodisch das Gewebe der Arbeitswelt des Faustkämpfers zu analysieren, als auch als Schutzschild gegen die Versuchung, die soziale Analyse subjektivistisch in ein narzisstisches Geschichtenerzählen umzuwandeln.

Vom Fleisch zum Text

Einige meiner Kritiker, die die narrative Form meines Buches mit seinem analytischen Inhalt vermischten und meine Arbeit als eine Erweiterung der „Berufsstudien“ der zweiten Chicago School²⁷ verkannten, bemerkten nicht einmal die Doppelrolle, welche das Habitus-Konzept in der Untersuchung spielte, und bemängelten sogar die Abwesenheit jeglicher Theorie in meinem Buch.²⁸ In Wirklichkeit sind Theorie und Methode vereint bis zum Punkt der Verschmelzung in eben jenem empirischen Objekt, dessen Darstellung sie möglich machen.

Leben für den Ring ist eine *experimentelle Ethnographie* in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, weil der Forscher selbst einer der sozialisierten Körper ist, der in die sozio-moralische und sinnliche Retorte des Box-Gyms geworfen wird, einer der agierenden Körper, deren Umwandlung verfolgt werden soll, um die Alchemie zu durchdringen, durch die die Boxer erschaffen werden. Ein Lernender zu sein ist hier das Mittel, um auf einem praktischen Gebiet ein Meister zu werden, ein Bauchgefühl für das Universum, das es zu erforschen gilt, ein Weg, um die Praxeologie der zu untersuchenden Akteure zu erhellen, wie es Erving Goffman in einem berühmten Vortrag über Feldforschung empfahl²⁹ – und kein Mittel, um in die Subjektivität des Forschers einzutreten. Es handelt sich keineswegs um einen Fall in den bodenlosen Brunnenschacht des Subjektivismus, in welchen sich die „Auto-Ethnographie“ freudvoll stürzt,³⁰ ganz im Gegenteil: Dieser Weg beruht auf der äußerst intimen Erfahrung des sehnenenden und leidenden Körpers, um *in vivo* zu erfassen, wie die Schemata der faustkämpferischen Perzeption, der Wertschätzung und der Handlung kollektiv entstehen und mit unterschiedlicher Intensität von allen Boxern geteilt werden, wo immer sie auch herkommen, wo immer sie hinsteuern und was

-
- 27 Vgl. Everett C[herrington] Hughes: *On Work, Race, and the Sociological Imagination*. Herausgegeben und mit einer Einleitung von Lewis A. Coser. Chicago: University of Chicago Press 1994. (= *The heritage of sociology*.)
- 28 Vgl. Loïc Wacquant: *Shadowboxing with Ethnographic Ghosts. A rejoinder*. In: *Symbolic Interaction* 28 (2005), Nr. 3: *A Review of Loïc Wacquant's Body and Soul*, S. 441–447.
- 29 Erving Goffman: *On Fieldwork*. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 18 (1989), S. 123–132.
- 30 Vgl. *Auto/Ethnography. Rewriting the self and the social*. Herausgegeben von Deborah E. Reed-Danahay. Oxford; New York: Berg 1997. (= *Explorations in anthropology*.)



immer ihr Status in der Hierarchie des Sports sein mag.³¹ Der Hauptdarsteller dieser Geschichte ist weder „Busy“ Louie noch dieser oder jener Boxer und nicht einmal DeeDee, der alte Trainer, trotz seiner zentralen Rolle als Leiter: Es ist das Gym als soziale und moralische Schmiede.

So behaupte ich, dass ich mit diesem Projekt auf eindeutige, methodisch klare und vor allem *extreme* Weise das getan habe, was alle guten Ethnographen tun, nämlich dass sie sich selbst einen praktischen, fühlbaren und sensorischen Zugriff auf die prosaische Realität, die sie untersuchen, verschaffen, um die Kategorien und Beziehungen zu beleuchten, die das normale Verhalten und die Gefühle ihrer Subjekte strukturieren. Üblicherweise geschieht dies, ohne dass darüber gesprochen oder ohne dass die Rolle der „Ko-Präsenz“ mit dem zu erforschenden Phänomen thematisiert wird, oder indem die Forscher (sich selbst oder andere) in dem Glauben lassen, dass dies ein mentaler Prozess sei und kein körperliches oder sinnliches Lernen, welches unter die Bewusstseinsebene vordringt, bevor es durch Sprache vermittelt wird. *Leben für den Ring* bietet eine Live-Demonstration der verschiedenen Möglichkeiten und Vorzüge einer *körperlichen Soziologie*, die sich voll auf die Tatsache beruft, dass der soziale Akteur ein leidendes Lebewesen ist, ein Wesen aus Fleisch und Blut, mit Nerven und Eingeweiden, geleitet von Leidenschaften und ausgestattet mit verkörpertem Wissen und Fähigkeiten – im Gegensatz zum *animal symbolicum* der neokantianischen Tradition, die einerseits von Clifford Geertz³² und den Anhängern der interpretativen Anthropologie und andererseits von Herbert Blumer³³ und den symbolischen Interaktionisten wieder aufgewärmt wurde – und dass *eben dies auch für den beobachtenden Soziologen gilt*. Das bedeutet, dass wir den Körper der Soziologen wieder zurück ins Spiel bringen müssen, nicht als Hindernis für das Verständnis, wie es uns das weit verbreitete Stereotyp von intellektueller Praxis weismachen wollte, sondern als ein Vektor für die Erkenntnis der sozialen Welt.

Leben für den Ring ist keine Übung in reflexiver Anthropologie im Sinne von „post-strukturalistischer“ oder „postmoderner“ Anthropologie. Für diese ist die Wiederkehr des analytischen Blicks entweder auf das wissende Subjekt in seiner persönlichen Intimität gerichtet oder auf den Text, den es seiner Umgebung liefert, und die Kreisläufe von Macht und Wissen, in denen es sich in einer gegensätzlichen und selbst zerstörerischen Beziehung zum Relativismus bewegt.³⁴ Diese Formen von

31 Vgl. Loïc Wacquant: *Carnal Connections. On embodiment, membership and apprenticeship*. In: *Qualitative Sociology* 28 (2005), Nr. 4: Response to the Special issue on *Body and Soul* 28, Nr. 3, S. 445–471.

32 Vgl. Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Luchesi und Rolf Bindemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983.

33 Vgl. Herbert Blumer: *Symbolic Interaction. Perspective and method*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall 1969.

34 Vgl. Kirsten Hastrup: *A Passage to Anthropology. Between experience and theory*. London [u. a.]: Routledge 1995; George E. Marcus: *Ethnography through Thick and Thin*. Princeton: Princeton University Press 1998. (= Princeton paperbacks.)

Reflexivität, seien sie narzisstisch oder diskursiv, sind recht oberflächlich; sie sind sicherlich kurzfristig in einem Forschungsvorhaben nützlich, indem sie das Spiel der barbarischsten Neigungen zügeln (die in jemandes Identität und Lebenslauf, in den Affekten und rhetorischen Effekten begründet sein mögen). Aber sie halten die Bewegung der Kritik an genau jenem Punkt auf, wo sie beginnen sollte, indem sie ständig die Kategorien und Techniken der soziologischen Analyse und der Beziehung zur Welt, die sie voraussetzen, in Frage stellen. Es ist diese Rückkehr zu den *Instrumenten für die Konstruktion des Objekts* und nicht zum Subjekt der Objektivierung, die das Markenzeichen der sogenannten *epistemischen Reflexivität* ist.³⁵ Und hierin besteht noch ein Unterschied zur „ökologischen“ oder textuellen Reflexivität der subjektivistischen Anthropologen: Epistemische Reflexivität wird nicht am Ende des Projekts, *ex post*, angewandt, wenn der abschließende Forschungsbericht erstellt werden muss, sondern *durante*, in jedem Abschnitt der Untersuchung. Sie zielt auf die Gesamtheit der Forschungsroutine ab, angefangen mit der Auswahl der Orte und der Zusammenstellung der Informanten bis hin zur Wahl der Fragen, die man stellen oder vermeiden möchte, sowie auf die Verwendung der theoretischen Schemata, auf die methodologischen Mittel und die Präsentationstechniken zu dem Zeitpunkt, zu dem sie angewandt werden.

Leben für den Ring ist daher ein reflexives Buch in dem Sinne, dass mich das Design der Untersuchung dazu zwang, ständig über die Tauglichkeit der verwendeten Forschungsmethode zur Beantwortung der Forschungsfrage zu reflektieren ebenso wie über den Unterschied zwischen der praktischen Beherrschung und der theoretischen Beherrschung der Praxis, über die Diskrepanz zwischen der Sinnestäuschung und analytischem Verstehen und über die Lücke zwischen dem Bauchgefühl und dem Verstand, dem *ethos* und dem *logos* des Faustkampfes wie auch der Soziologie. In gleicher Weise ist *Urban Outcasts*, das makrosoziologische Begleitbuch, das die Struktur und Erfahrung städtischer Isolierung im schwarz-amerikanischen Ghetto mit derjenigen in der französischen städtischen Peripherie vergleicht, eine Arbeit über reflexive städtische Soziologie, weil es ständig genau diejenigen Kategorien abfragt, die es in Frage stellt und ins Spiel bringt – „Unterschicht“, „Innenstadt“, „Pariser Vororte“, Hyperghetto, Anti-Ghetto, Prekariat –, um die neuen Spielarten der Marginalisierung in der Stadt denken zu können. Und weil es auf einer klaren Unterscheidung zwischen Laienkategorien und analytischen Kategorien beruht, was für mich die Grundlage von Reflexivität darstellt.

Epistemische Reflexivität wird von Ethnographen umso dringender benötigt, als sich alles dazu verschwört, sie einzuladen, sich den vorgefertigten Konstrukten des gesunden Menschenverstandes zu unterwerfen, ob aus Laien- oder Gelehrtenquelle kommend. Es ist die methodologische Pflicht der Ethnographen, die Akteure ihrer Untersuchung aufmerksam zu beobachten und deren Standpunkt ernst zu nehmen.

35 Vgl. Bourdieu/Wacquant, *Reflexive Anthropologie*; Pierre Bourdieu: Participant Observation. The Huxley Medal lecture. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 9 (2003), Nr. 2, S. 281–294.



Wenn sie ihre Aufgabe gut erfüllen, werden sie sich auch zu diesen Akteuren emotional hingezogen fühlen, was zu mehr Identifikation und Transfer führt.³⁶ Zu guter Letzt ähnelt das Image der Ethnographie (auch bedauerlicherweise in den Augen anderer Soziologen) dem von Geschichtenerzählen, Tagebuchschreiben, wenn nicht sogar der Narrativik überhaupt. Umso wichtiger ist es zu verstehen, dass der Anthropologe oder Soziologe, der Feldforschung betreibt, die *doppelte Reflexivitätsdosis* benötigt. Das versuchte ich in *Scrutinizing the Street* zu zeigen, wo es um jüngste Entwicklungen und Schwächen in der amerikanischen städtischen Ethnographie geht.³⁷ Das angestrebte Ziel meiner Kritik sind nicht die drei Bücher über Rasse und Armut in der Stadt, die ich peinlich genau analysiere (und schon gar nicht ihre Autoren, die hier einfach als Punkte im akademischen Raum fungieren, oder ihre politischen Ansichten, die mir völlig gleichgültig sind), sondern eine bestimmte epistemologische Haltung des unreflektierten Unterwerfens unter Laienmeinungen, unter übliche Moralvorstellungen, unter die Versuchung offizieller Denkschulen und unter die Regeln des akademischen Decorum. Eine solche Haltung ist die Quelle ernster wissenschaftlicher Fehler, da diese systematisch sind und den gesunden Menschenverstand von Laien und Wissenschaftlern auf ihrer Seite haben.

Um es den Lesern zu ermöglichen, den Nervenkitzel eines jungen Boxers mitzuerleben und sowohl die Logik der Feldforschung als auch ihr Endprodukt greifbar zu machen, musste ich zu einer quasi-theatralischen Schreibweise greifen. Wie sollte ich vom Bauch zum Hirn, vom Verständnis des Körpers zum Wissen vom Text vordringen? Hier besteht ein echtes Problem für die konkrete Epistemologie, über das wir noch nicht genügend reflektiert haben und das mir lange als beinahe unlösbar erschien (trotz verschiedener Anläufe und Diskussionen zur formalen Innovation und poetischen Ausführung unter Anthropologen). Um die fleischliche Dimension der normalen Existenz und die körperliche Verankerung des praktischen Wissens, das den Faustkampf ausmacht – aber auch jede praktische Tätigkeit, sogar jene der soziologischen Analyse, die am wenigsten „körperlich“ erscheint – wiederzugeben, ist in der Tat eine gründliche Überprüfung der Art und Weise, wie Sozialwissenschaft geschrieben wird, vonnöten. In meinem Fall musste ich einen Stil finden, der mit der monologischen, monochromatischen, linearen Textgestaltung bricht, wie üblicherweise Forschungsberichte abgefasst sind und von der sich der Ethnograph distanziert hat, und ich musste viel facettenreicher schreiben und Stil und Genre abwechseln, um den Geschmack und den Schmerz des Handelns für die Leser einzufangen und ihnen zu vermitteln.³⁸

36 Zu einer scharfsinnigen Analyse der methodologischen Verwendung von Transfer in *Leben für den Ring* vgl. Philip Manning: *Freud and American Sociology*. Cambridge: Polity Press 2005.

37 Vgl. Loïc Wacquant: *Scrutinizing the Street*. Poverty, morality, and the pitfalls of urban ethnography. In: *American Journal of Sociology* 107 (2002), Nr. 6, S. 1468–1532.

38 Vgl. Loïc Wacquant: *Lust und Leid des Handelns*. Nachwort zu: Wacquant, *Leben für den Ring*, S. 269–274.

Leben für den Ring ist gegen den Subjektivismus geschrieben, gegen den Narzissmus und Irrationalismus, die die so genannte „postmoderne“ Literaturtheorie stützen, aber das bedeutet nicht, dass wir deswegen auf die literarischen Techniken und Mittel der dramatischen Exposition, die diese Tradition bereitstellt, verzichten müssen. Deswegen vermischt das Buch drei Schreibweisen, die ineinander verflochten sind, wobei in jedem der drei Teile einer Schreibweise der Vorzug gegeben wird, sodass die Leser sanft vom Konzept zur Empfindung, von der Analyse zur Erfahrung geleitet werden. Der erste Teil verankert einen klassischen soziologischen Stil in einer analytischen Form, die am Anfang Strukturen und Mechanismen identifiziert, um dem Leser die Mittel zur Verfügung zu stellen, die er benötigt, um zu klären und zu verstehen, worum es geht. Der Ton des zweiten Teils wird geprägt vom ethnographischen Stil im engeren Sinne, d. h. es wird eine dichte Darstellung von Möglichkeiten der Seinsweisen, der Denkart, der Gefühlsäußerungen und des wirklichen Handelns geliefert, wie sie dem beschriebenen Milieu eigen sind, wo man diesen Mechanismen in der Handlung wieder begegnet, und zwar durch die Wirkungen, die diese hervorrufen. Der Moment der Erfahrung folgt im dritten Teil in Form einer „soziologischen Erzählung“, die gefühltes Handeln wiedergibt, als gelebte Erfahrung eines Subjekts, das gleichzeitig auch der Analyst selbst ist.

Durch die ausgewogene Kombination dieser drei Schreibweisen – die soziologische, die ethnographische und die literarische –, wobei letztere während des Abfassens des Buches immer wichtiger wurde, soll es den Lesern ermöglicht werden, die Ursprünge und Abwandlungen des faustkämpferischen Handelns emotional zu erleben und zugleich rational zu erfassen. Um dies zu erreichen, produziert der Text ein analytisches Geflecht aus Passagen genauestens editierter Feldnotizen, Kontrapunkten – bestehend aus Porträts der wichtigsten Akteure und Ausschnitten aus Interviews – sowie Fotos, die ein synthetisches Erfassen des dynamischen Wechselspiels der Faktoren und Formen, die in der Analyse aufgelistet worden sind, erleichtern sollen, um den Lesern eine Chance zu geben, den Pulsschlag des Faustkampfsports „mit eigenen Augen zu berühren“. Auch hier hängt alles zusammen: die Theorie des Habitus, die Verwendung von Lernprozessen als Untersuchungstechnik, der Ort, der dem fühlenden Körper als Vektor des Wissens eingeräumt wird, und innovativer Sprachgebrauch. Sicherlich macht es keinen Sinn, körperliche, von tatsächlicher Initiation getragene Soziologie zu betreiben, wenn das, was über den sensomotorischen Magnetismus des Boxer-Universums herausgearbeitet worden ist, letztlich später beim Schreiben wieder aufgrund der Annahme, dass man sich an die von Humes Positivismus und dem neo-Kant'schen Kognitivismus postulierten Diktate halten muss, verschwindet.

Viele Soziologen sehen Theorie als eine Menge abstrakter Begriffe, die entweder hoch oben im reinen Himmel der Ideen, unverbunden mit den wesentlichen Details der Durchführung der Untersuchung, schweben oder die Antworten geben auf empirische Fragen, die die Untersuchung aufwirft, um diese in der realen Welt zu entdecken, wie etwa im Ansatz der „grounded theory“. Das ist eine falsche In-



terpretation der Verbindung von Theorie und Forschung und von Ethnographie im Besonderen. Ob sich der Forscher dessen bewusst ist oder nicht, Theorie wird immer die Feldforschung vorantreiben, da, wie Gaston Bachelard es gelehrt hat, der Vektor von Wissen „vom Rationalen zum Realen“ weist und nicht umgekehrt.³⁹ Und Theorie muss notwendigerweise Beobachtung miteinschließen, um sich dann in Behauptungen über ein empirisch vorhandenes Objekt zu wandeln. Das trifft auf Habitus zu, der, wie jedes Konzept, nicht eine Antwort auf eine Forschungsfrage ist, sondern eine geordnete Methode darstellt, um Fragen über die soziale Welt zu stellen – in dem Beispiel, das hier wiedergegeben worden ist, ist Habitus ein methodologischer Plan, um die soziale Konstruktion der Faustkämpfer in ihrer alltäglichen Umgebung genauestens zu analysieren.

Literaturverzeichnis

AUTO/ETHNOGRAPHY. *Rewriting the self and the social*. Herausgegeben von Deborah E. Reed-Danahay. Oxford; New York: Berg 1997. (= *Explorations in anthropology*.)

BACHELARD, GASTON: *Der neue wissenschaftliche Geist*. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988.

BENSA, ALBAN: *Chroniques Kanak. L'ethnologie en marche*. Paris: Ethnies 1995. (= *Ethnies documents*. 18–19.)

BLUMER, HERBERT: *Symbolic Interaction. Perspective and method*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall 1969.

BOURDIEU, PIERRE: *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Aus dem Französischen von Cordula Pia-loux (1. Teil) und Bernd Schwibs (2. Teil). Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.

BOURDIEU, PIERRE: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Aus dem Französischen von Günter Seib. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987.

BOURDIEU, PIERRE: *Participant Objectivation. The Huxley Medal lecture*. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 9 (2003), Nr. 2, S. 281–294.

BOURDIEU, PIERRE: *Die zwei Gesichter der Arbeit. Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*. Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Franz Schultheis. Konstanz: UVK 2003. (= *Edition discours*. 25.)

BOURDIEU, PIERRE; BENSA, ALBAN: *Quand les Canaques prennent la parole*. In: *Actes de la recherche en sciences sociales* 56 (1985), S. 69–85.

BOURDIEU, PIERRE; WACQUANT, LOÏC: *Reflexive Anthropologie*. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996.

39 Gaston Bachelard: *Der neue wissenschaftliche Geist*. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 10.

- FAVRET-SAADA, JEANNE: Die Wörter, der Zauber, der Tod. Der Hexenglaube im Hainland von Westfrankreich. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1979. (= edition suhrkamp. 981.)
- GANS, HERBERT: *The War Against the Poor. The underclass and antipoverty policy.* New York: Basic Books 1995.
- GEERTZ, CLIFFORD: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Luchesi und Rolf Bindemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983.
- GOFFMAN, ERVING: On Fieldwork. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 18 (1989), S. 123–132.
- HASTRUP, KIRSTEN: *A Passage to Anthropology. Between experience and theory.* London [u. a.]: Routledge 1995.
- HUGHES, EVERETT C[HERRINGTON]: *On Work, Race, and the Sociological Imagination.* Herausgegeben und mit einer Einleitung von Lewis A. Coser. Chicago: University of Chicago Press 1994. (= *The heritage of sociology.*)
- JENKINS, RICHARD: *Pierre Bourdieu.* London [u. a.]: Routledge 1992. (= *Key sociologists.*)
- MANNING, PHILIP: *Freud and American Sociology.* Cambridge: Polity Press 2005.
- MARCUS, GEORGE E.: *Ethnography through Thick and Thin.* Princeton: Princeton University Press 1998. (= Princeton paperbacks.)
- THE *UNDERCLASS DEBATE.* Views from history. Views from history. Herausgegeben von Michael B. Katz. Princeton: Princeton University Press 1993.
- WACQUANT, LOÏC: *L'École inégale. Éléments de sociologie de l'enseignement en Nouvelle-Calédonie.* Paris; Nouméa: ORSTOM; Institut culturel mélanésien 1985. (= *Sillon d'ignames.*)
- WACQUANT, LOÏC: Corps et âme. Notes ethnographiques d'un apprenti-boxeur. In: *Actes de la recherche en sciences sociales* 80 (1989), S. 33–67.
- WACQUANT, LOÏC: The Pugilistic Point of View. How boxers think and feel about their trade. In: *Theory and Society* 24 (1995), Nr. 4, S. 489–535.
- WACQUANT, LOÏC: Pugs at Work. Bodily capital and bodily labor among professional boxers. In: *Body and Society* 1 (1995), Nr. 1, S. 65–94.
- WACQUANT, LOÏC: Protection, discipline et honneur. Une salle de boxe dans le ghetto américain. In: *Sociologie et sociétés* 27 (1995), Nr. 1, S. 75–89.
- WACQUANT, LOÏC: Drei irreführende Prämissen bei der Untersuchung der amerikanischen Ghettos. In: *Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben.* Herausgegeben von Wilhelm Heitmeyer, Rainer Dollase und Otto Backes. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. (= *Edition Suhrkamp. 2036.*) S. 194–210.



WACQUANT, LOÏC: The Prizefighter's Three Bodies. In: *Ethnos. Journal of Anthropology* 63 (1998), Nr. 3, S. 325–352.

WACQUANT, LOÏC: The Zone. In: *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Herausgegeben von Pierre Bourdieu [u. a.] Konstanz: UVK 1997. (= *Édition discours*. 9.) S. 179–207.

WACQUANT, LOÏC: A Fleshpeddler at Work. Power, pain, and profit in the prizefighting economy. In: *Theory and Society* 27 (1998), Nr. 1, S. 1–42.

WACQUANT, LOÏC: Whores, Slaves, and Stallions. Languages of exploitation and accommodation among professional fighters. In: *Body and Society* 7 (2001), Nr. 2–3: Special issue on *Commodifying Bodies*, S. 181–194.

WACQUANT, LOÏC: Bourdieu ins Feld mitnehmen. In: *Mittelweg* 36. Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung 11 (2002), S. 58–64.

WACQUANT, LOÏC: Scrutinizing the Street. Poverty, morality, and the pitfalls of urban ethnography. In: *American Journal of Sociology* 107 (2002), Nr. 6, S. 1468–1532.

WACQUANT, LOÏC: Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Aus dem Französischen von Jörg Ohnacker. Konstanz: UVK 2003. (= *Edition discours*. 35.)

WACQUANT, LOÏC: *Body and Soul. Notebooks of an apprentice boxer*. New York; Oxford: Oxford University Press 2004.

WACQUANT, LOÏC: Habitus. In: *International Encyclopedia of Economic Sociology*. Herausgegeben von Jens Beckert und Milan Zafirovski. London: Routledge 2004, S. 315–319.

WACQUANT, LOÏC: Carnal Connections. On embodiment, membership and apprenticeship. In: *Qualitative Sociology* 28 (2005), Nr. 4: Response to the Special issue on *Body and Soul* 28, Nr. 3, S. 445–471.

WACQUANT, LOÏC: Shadowboxing with Ethnographic Ghosts. A rejoinder. In: *Symbolic Interaction* 28 (2005), Nr. 3: A Review of Loïc Wacquant's *Body & Soul*, S. 441–447.

WACQUANT, LOÏC: *Urban Outcasts. A comparative sociology of advanced marginality*. Cambridge: Polity Press 2008.

WACQUANT, LOÏC: Die städtische „Underclass“ im sozialen und wissenschaftlichen Imaginären Amerikas. In: *Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der „Armen“ in Geschichte und Gegenwart*. Herausgegeben von Rolf Lindner und Lutz Musner. Freiburg i. Br.; Berlin: Rombach 2008. (= *Rombach Wissenschaften. Edition Parabasen*. 8.) S. 59–78.

WILSON, WILLIAM J[ULIUS]: *The Declining Significance of Race. Blacks and changing American institutions*. Chicago: University of Chicago Press 1978.

WILSON, WILLIAM J[ULIUS]: *The Truly Disadvantaged. The inner city, the underclass, and public policy*. Chicago: University of Chicago Press 1987.

Ein trojanisches Pferd des Militärs

General Stumm von Bordwehr als Exponent ‚struktureller Herrschaft‘ in Musils *Mann ohne Eigenschaften*¹

Von Norbert Christian Wolf

1. Bourdieus Habitus-Konzept und literarische Figurenanalyse

Neben Raum und Zeit, deren Verhältnis im Roman sich mit Bachtins Kategorie des ‚Chronotopos‘ fassen lässt, bilden bekanntlich Figuren „die dritte grundlegende Konstituente der erzählten Geschichte“.² Die neuere Literaturtheorie hatte mit der Konzeptualisierung literarischer Figuren allerdings stets gewisse Schwierigkeiten: Will sie nicht dem traditionellen, „realistisch-mimetischen Figurenkonzept“ folgen und Figuren im Wesentlichen wie reale Personen behandeln,³ dann haben sich ihr als „radikale Alternative“ lange nur jene strukturalistischen Ansätze angeboten, denen zufolge Figuren als „reine *Handlungsträger oder Aktanten* und nicht als ‚psychische Entitäten‘ aufgefasst werden“.⁴ Mittlerweile hat sich allerdings die Einsicht durchgesetzt, „dass dieses strukturalistische Figurenkonzept in völligem Widerspruch zu rezipientenseitigen Vorstellungen von Figuren steht. Wenngleich Figuren auf textuellen Informationen basieren, sind sie doch für LeserInnen in der Regel weit mehr als die Summe sprachlicher Informationen“, ja werden „*in Analo-*

-
- 1 Es handelt sich bei folgender Darstellung um einen gekürzten Auszug aus meiner noch unpublizierten Habilitationsschrift *Kakanien oder Der moderne Roman als Gesellschaftskonstruktion. Musils Sozioanalyse des 20. Jahrhunderts im Mann ohne Eigenschaften* (FU Berlin, 2009), die in überarbeiteter Form voraussichtlich Ende 2010 in der Reihe „Literaturgeschichte in Studien und Quellen“ bei Böhlau (Wien; Köln; Weimar) erscheinen wird.
 - 2 Marion Gymnich: Konzepte literarischer Figuren und Figurencharakterisierung. In: *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Herausgegeben von Vera Nünning und Ansgar Nünning. Unter Mitarbeit von Nadyne Stritzke. Stuttgart; Weimar: Metzler 2004. (= Sammlung Metzler. 344.) S. 122–142, hier S. 135.
 - 3 Vgl. ebenda, S. 125–126. Dieser Ansatz „birgt die Gefahr in sich, dass der Status der Figur als fiktionales, auf textuellen Informationen basierendes Konstrukt nicht berücksichtigt wird und dass der Figur Eigenschaften, Motivationen und eine ‚Biographie‘ zugeschrieben werden, die jeder textuellen Grundlage entbehren.“ (S. 126)
 - 4 Ebenda, S. 127. Vgl. dazu vor allem: Algirdas J[ulien] Greimas: Die Struktur der Erzähllaktanten. Versuch eines generativen Ansatzes. In: *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Herausgegeben von Jens Ihwe. Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft, II. Frankfurt am Main: Athenäum 1972. (= *Ars poetica*. Texte. 8.) S. 218–238. Daneben: Roland Barthes: Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen. In: R. B.: *Das semiologische Abenteuer*. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 102–143. (= *edition suhrkamp*. 1441.) S. 102–143, vor allem S. 121–125; Jurij M[ichailowitsch] Lotman: Die Struktur literarischer Texte. Aus dem Russischen von Rolf-Dietrich Keil. München: Fink 1972. (= *Uni-Taschenbücher*. 103.) S. 340–347.



gie zu Personen konstruiert“ und besitzen „oft eine gewisse Autonomie vom Text“.⁵ Als praktikabler ‚dritter Weg‘ wurden deshalb „rezeptionsorientierte und kognitive Konzeptualisierungen von Figuren“ favorisiert, die „sowohl dem rezipientenseitigen Eindruck von der ‚Lebensechtheit‘ literarischer Figuren als auch dem Status von Figuren als fiktionales Konstrukt gerecht zu werden“ vermögen, indem sie sie „in der rezeptionsorientierten Figurenanalyse als *textuelle Konstrukte*“ auffassen, „die *gleichwohl in Analogie zu realen Personen konstruiert* werden.“⁶ Entscheidend ist dabei unter anderem „das Bestreben, die Prozesshaftigkeit der rezipientenseitigen Konstruktion literarischer Figuren zu erfassen.“⁷ Die bisher vorgelegten Entwürfe, „die *Konstruktion von Figuren im Rezeptionsprozess*“ mittels ‚mentaler Modelle‘ wie „Kategorisierung, Individualisierung, Entkategorisierung und Personalisierung“⁸ – also allein auf psychologischer Ebene – zu konzeptualisieren, bleiben freilich häufig relativ allgemein und abstrakt.⁹

-
- 5 Gymnich, *Konzepte literarischer Figuren*, S. 128–129, stützt sich hier auf Uri Margolin: *The What, the When, and the How of Being a Character in Literary Narrative*. In: *Style* 24 (1990), Nr. 3, S. 453–468, sowie auf die einschlägigen Passagen in den narratologischen Grundlagenwerken von Mieke Bal und Seymour Chatman.
- 6 Gymnich, *Konzepte literarischer Figuren*, S. 129. Hervorgehoben werden in diesem Zusammenhang insbesondere Herbert Grabes: *Wie aus Sätzen Personen werden ... Über die Erforschung literarischer Figuren*. In: *Poetica* 10 (1978), S. 405–428, und Thomas Koch: *Literarische Menschendarstellung. Studien zu ihrer Theorie und Praxis*. (Retz, La Bruyère, Balzac, Flaubert, Proust, Lainé.) Tübingen: Stauffenburg 1991. (= *Romanica et comparatistica*. 18.)
- 7 Gymnich, *Konzepte literarischer Figuren*, S. 130.
- 8 Ebenda, S. 130–131.
- 9 Psychologisch genauer, aber nicht minder abstrakt (sowie vergleichsweise textfern) wirkt der evolutionspsychologische Entwurf von Katja Mellmann: *Literatur als emotionale Atrappe. Eine evolutionspsychologische Lösung des ‚paradox of fiction‘*. In: *Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur*. Herausgegeben von Uta Klein, K. M. und Steffanie Metzger. Paderborn: Mentis 2006. (= *Poetogenesis*. 3.) S. 145–166. Ein Grundlagenwerk der figurenbezogenen Narratologie, das ebenfalls in erster Linie darauf abhebt, „die kognitionswissenschaftlichen Ergebnisse zu übernehmen und auf die Analyse von Texten zu applizieren“, besteht jetzt in der Habilitationsschrift von Fotis Jannidis: *Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie*. Berlin; New York: de Gruyter 2004. (= *Narratologia*. 3.), Zitat S. 9. Für den gegenwärtigen Zusammenhang einschlägig ist insbesondere Jannidis’ Konzept eines „Basistypus“ (ebenda, S. 126–128 und S. 192–195), der als „Minimaltypus der Figur [...] neben der Handlungsfähigkeit auch die prinzipielle Differenz von Innen und Außen“ aufweist sowie „die Differenz zwischen vorübergehenden Innenzuständen und mehr oder weniger stabilen Merkmalen des Inneren“ (S. 126–127). Als „basale Struktur der Informationen in der mentalen Repräsentation einer Figur“ erlaube er auf der Basis einer allgemein geteilten „folk psychology“ außerliterarische „Erklärungen und Beschreibungen von Verhalten“ literarischer Figuren (S. 192). Aus soziologischer Perspektive entspricht die etwas obskur bleibende ‚folk psychology‘, aufgrund derer die textgenerierte „Informationsstruktur der Figuren“ (S. 193) dekodiert werden kann, etwa der von Pierre Bourdieu als strukturelle Invariante diagnostizierten „ontologischen Übereinstimmung zwischen den mentalen Strukturen und den objektiven Strukturen des sozialen Raums“ (Pierre Bourdieu: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Aus

An dieser Stelle können die durchaus anregenden Befunde der Literaturpsychologie durch kultursoziologische Konzepte sinnvoll ergänzt werden. Denn: „Wie [...] sollte man, ohne die Grenzen der Soziologie zu überschreiten, auf die alte empiristische Frage nach der Existenz eines nicht auf die Rhapsodie der Einzelempfindungen reduzierbaren Ichs antworten?“¹⁰ Unter anderem zu diesem Zweck hat Bourdieu sein Konzept des Habitus entwickelt, mit dessen Hilfe sich „das aktive, nicht auf die passiven Wahrnehmungen reduzierbare Prinzip der Vereinheitlichung der Praktiken und Vorstellungen finden“¹¹ lässt:

„Der Habitus bewirkt, daß die Gesamtheit der Praxisformen eines Akteurs (oder einer Gruppe von aus ähnlichen Soziallagen hervorgegangenen Akteuren) als Produkt der Anwendung identischer (oder wechselseitig austauschbarer) Schemata zugleich systematischen Charakter tragen und systematisch unterschieden sind von den konstitutiven Praxisformen eines anderen Lebensstils.“¹²

Der Gesellschaftsroman kann sich die Homologie zwischen den Praxisformen aller aus ähnlichen Soziallagen hervorgegangenen Akteure zunutze machen, weil sie ihm erlaubt, gleichsam synekdochisch repräsentative Einzelfiguren darzustellen, um überindividuelle (Zeit-)Erscheinungen *pars pro toto* zu veranschaulichen. Die unterschiedlichen „Formen des Habitus“ als Ausdruck „unterschiedliche[r] Existenzbedingungen“ wirken als „Systeme von Erzeugungsmustern, die kraft einfacher Übertragungen auf die unterschiedlichsten Bereiche der Praxis anwendbar sind“; sie ergeben in ihrer Gesamtheit ein „System generativer Schemata von Praxis“.¹³

Ein solches System liegt dem *Mann ohne Eigenschaften* als Ganzem zugrunde, dessen zahlreiche Einzelfiguren jeweils auf spezifische „Existenzbedingungen“ zurückführbar sind, die sich dann in ihren unterschiedlichen Habitus als ‚generative Formeln‘ niederschlagen und im Medium des literarischen Textes klar unterscheidbare und wiedererkennbare Formen von sozialer Praxis hervorbringen – ganz nach dem Muster der ‚realen‘ Welt:

„Die *stilistische Affinität* der Praxisformen eines Akteurs oder aller Akteure einer Klasse, die jede Einzelpraxis zu einer ‚Metapher‘ [besser: Synekdoche, N.C.W.] einer beliebig anderen werden läßt, leitet sich daraus ab, daß sie alle

dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. (= edition suhrkamp. 1985.) S. 141).

10 Bourdieu, *Praktische Vernunft*, S. 77–78.

11 Ebenda, S. 78.

12 Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982. (= Suhrkamp Wissenschaft. Weisses Programm.) S. 278.

13 Ebenda, S. 278–279.



aus Übertragungen derselben Handlungsschemata auf die verschiedenen Felder hervorgehen.“¹⁴

Mit anderen Worten:

„Das *opus operatum* weist systematischen Charakter auf, weil dieser bereits im *modus operandi* steckt: in den ‚Eigenschaften‘ (und Objektivierungen von ‚Eigentum‘), mit denen sich die Einzelnen wie die Gruppen umgeben – Häuser, Möbel, Gemälde, Bücher, Autos, Spirituosen, Zigaretten, Parfums, Kleidung –[,] und in den Praktiken, mit denen sie ihr Anderssein dokumentieren – in sportlichen Betätigungen, den Spielen, den kulturellen Ablenkungen – ist Systematik nur, weil sie in der ursprünglichen synthetischen Einheit des Habitus vorliegt, dem einheitsstiftenden Erzeugungsprinzip aller Formen von Praxis.“¹⁵

Dass das Konzept des *modus operandi* bzw. der ‚generativen Formel‘ auch für den ästhetisch-künstlerischen Bereich fruchtbar gemacht werden kann, deutet Bourdieu zumindest an, indem er im Vorübergehen auf das Genre des Pastiche verweist, der „nicht – wie Parodie oder Karikatur – die hervorstechendsten Merkmale eines Stils [reproduziert], sondern den Habitus“.¹⁶ Dasselbe gilt neben der stilistischen Gesamtheit eines Romans¹⁷ auch für dessen einzelne Figuren, wenn sie denn – in welcher Weise auch immer – eine Art ästhetischer Identifikation bewirken.

Die soziologische Erkenntnis entspricht durchaus dem Wissen der Schriftsteller. Wie etwa Robert Musil in verstreuten Arbeitshefteinträgen sowie in seinem Essayfragment *Charakterologie und Dichtung* (1926) angedeutet hat,¹⁸ besteht bei ‚intel-

14 Ebenda, S. 282.

15 Ebenda, S. 282–283.

16 Ebenda, S. 282, Anm. 3.

17 Vgl. dazu Pierre Bourdieu: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Aus dem Französischen von Achim Russer. Unter Mitwirkung von Héléne Albagnac und Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1695.) S. 69–70, wo „das Werk, wie es sich darstellt, nämlich als totalisiertes und kanonisiertes, [...] der Zeit seiner Ausarbeitung enthobenes, in alle Richtungen durchforschbares *opus operatum*“ dem „*modus operandi*“ entgegengesetzt wird, „aus dem es hervorgeht“, aber den es „verhüllt“. Damit werde indes „die spezifische Logik des Erfindungsvorgangs verkannt, der [...] nie etwas anderes ist als die Umsetzung einer Disposition des praktischen Sinns“.

18 Musil-Zitate werden durch folgende Siglen im Fließtext nachgewiesen:
Br mit Band- und Seitenangaben = Robert Musil: 1901–1942. Mit Briefen von Martha Musil [u. a.]. Herausgegeben von Adolf Frisé. Unter Mithilfe von Murray G. Hall. 2 Bände. Bd. 1: Briefe 1901–1942. Bd. 2: Kommentar und Register. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1981.

GW mit Band- und Seitenangaben = Robert Musil: Gesammelte Werke in neun Bänden. Herausgegeben von Adolf Frisé. Bd. 1–5: Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 6: Prosa und Stücke. Bd. 7: Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches. Bd. 8: Essays und Reden. Bd. 9: Kritik. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978.

lektuellen Romanen‘ durchaus die Gefahr, papierene Gestalten mit „[c]onstruierte[n] Empfindungen“ bzw. „Papierempfindungen“ (Tb 1, 153) zu schaffen, die als blutleere Stellvertreter gedanklicher Konzepte bzw. als „blaß gewordene Abstraktionen“ wirken (GW 8, 1403; nach M VI/2/20).¹⁹ Deshalb müssen gerade hier literarische Figuren mit bestimmten habituellen Merkmalen ausgestattet werden, um erzählerisch glaubhaft zu sein und „zugleich als Metapher und Metonymie“²⁰ allgemeinerer sozialer Verhältnisse fungieren zu können. Der Erzähler ordnet ihnen deshalb jeweils bestimmte körperliche Merkmale, eine individuelle Herkunft und Geschichte, in sich stimmige persönliche Umgangsformen, dazu passende soziale und ökonomische Verhaltensweisen, Denkgewohnheiten, politische Präferenzen und geschmackliche Vorlieben zu, damit die Leser und Leserinnen im Prozess der Lektüre von diesen Daten auf die ‚generative Formel‘ bzw. den einheitsstiftenden Habitus der einzelnen Figuren schließen können. Das genau ist der Sinn jener „Zeitfiguren. 1920“, die Musil zur Vorbereitung seines Romans im Arbeitsheft 9 skizziert hat (Tb 1, 426–444; vgl. Tb 1, 578–579).

Wie eine Figurencharakterisierung, die auf eine solche ‚generative Formel‘ verweist, erzählerisch konkret zu bewerkstelligen ist, damit sie Evidenz und zugleich lebens-

H und Heftnummer sowie Seitenangaben bzw. M und Mappengruppen-, Mappen- sowie Blattangaben = Robert Musil: Klagenfurter Ausgabe. Kommentierte digitale Edition [DVD] sämtlicher Werke, Briefe und nachgelassener Schriften. Mit Transkriptionen und Faksimiles aller Handschriften. Herausgegeben von Walter Fanta, Klaus Amann und Karl Corino. Klagenfurt: Robert Musil-Institut der Universität Klagenfurt 2009.

MoE mit Seitenangaben = Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. 2 Bände. Herausgegeben von Adolf Frisé. Neu durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1987. (= Rowohlt Jahrhundert. 1–2.)

Tb mit Band- und Seitenangaben = Tagebücher. Herausgegeben von Adolf Frisé. 2., neu durchgesehene und ergänzte Aufl. 2 Bände. Bd. 1: Text. Bd. 2: Anmerkungen, Anhang, Register. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1983.

- 19 Darauf läuft aber die These von Ulf Eisele: Ulrichs Mutter ist *doch* ein Tintenfaß. Zur Literaturproblematik in Musils *Mann ohne Eigenschaften*. In: Robert Musil. Herausgegeben von Renate von Heydebrand. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1982. (= Wege der Forschung. 588.) S. 160–203, passim, hinaus, wonach „es sich beim MoE um einen ausgesprochenen Literaturroman handelt.“ (S. 161) Mit anderen Worten: „Der ‚Ansatz‘ des MoE ist nicht ‚gleichsam soziologisch‘ [so Hartmut Böhme: Theoretische Probleme der Interpretation von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Der deutsche Roman im 20. Jahrhundert. Analysen zur Theorie und Soziologie des Romans. Herausgegeben von Manfred Brauneck. 2 Bände. Bd. 1. Bamberg: Buchner 1976, S. 181–208, hier S. 194; N.C.W.], sondern entschieden literarisch. Den Ausschlag gibt der zugrunde gelegte Literaturbegriff, der die romanimmanente Gesellschaft ebenso strukturiert wie die gegen diese Sozietät gerichteten Aktivitäten.“ (S. 163) Der zuletzt zitierte Satz kann nur unterstrichen werden, schon weil er auf jede Gesellschaftsdarstellung im Medium des Romans zutrifft – aber was besagt er tatsächlich? Die von Eisele implizierte Opposition zwischen ‚literarischen‘ und ‚soziologischen‘ Romanen scheint zumindest angesichts neuerer soziologischer Ansätze (wie der Bourdieuschen Feldtheorie) nicht sonderlich stichhaltig.
- 20 Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999, S. 53.



weltliche Transparenz hinsichtlich der durch den Roman (re)konstruierten sozialen Welt entfaltet, soll im Folgenden an einer ausgewählten Romanfigur aus dem *Mann ohne Eigenschaften* (1930/32) gezeigt werden. Die dabei prinzipiell einsetzbaren erzählerischen Mittel hat Marion Gymnich im Anschluss an Vera und Ansgar Nünning benannt:

„Neben Figurenrede und Bewusstseinsdarstellung tragen auch die ‚charakterisierenden Äußerungen der Erzählinstanz‘ entscheidend zur Figurendarstellung bei; sie können die in Figurenrede und Bewusstseinsdarstellung erfolgende Charakterisierung ergänzen, modifizieren oder korrigieren.“²¹

In Musils essayistischem Erzählstil hat die Erzählinstanz – mehr noch als direkte oder indirekte Figurenrede und Bewusstseinsdarstellung in Form von innerem Monolog oder erlebter Rede – sogar tragenden Anteil an der erzählerischen Figurencharakterisierung.²² Wie Gunther Martens in seiner narratologisch ausgerichteten Analyse des *Mann ohne Eigenschaften* unlängst gezeigt hat, existieren „bei Musil sehr viele erklärende Hinweise auf das Ungewusste und das Unbewusste der Figuren, wobei es sich eher um ein soziales als um ein psychologisches Unbewusstes handelt.“²³ Die im Folgenden unternommene Sozioanalyse²⁴ der in ihrer Relevanz für den gesamten romanesken Handlungsaufbau bisher meist unterschätzten Figur des Generals Stumm von Bordwehr kann über weite Strecken direkt auf die Bemerkungen der Erzählinstanz zurückgreifen und die erhaltenen Informationen durch eine angemessene Berücksichtigung indirekter Charakterisierungsformen sinnvoll ergänzen, denn „Musil charakterisiert seine Nebenfiguren vor allem über ihre unfreiwilligen Tics, Reflexe und Gewohnheiten.“²⁵

Dass sich die skizzierte analytische Vorgehensweise durchaus in den Bahnen der Poetik und Anthropologie Musils bewegt, ihnen jedenfalls nicht widerspricht, mag ein kursorischer Hinweis veranschaulichen: Wenngleich er Bourdieus Habitus-Konzept nicht kennen konnte, hat Musil sich doch selbst an der Entwicklung einer Vorstellung versucht, die in der Lage wäre, jeweils in sich kohärente, relativ einheitliche Wahrnehmungsweisen verschiedener Figuren zu unterschiedlichen Zeiten zu motivieren. Entsprechendes zeigt etwa der 1933/34 entstandene Kapitelentwurf „Die drei Schwestern“, in dem der Erzähler darüber reflektiert, dass zur erzählten Zeit

21 Gymnich, *Konzepte literarischer Figuren*, S. 136.

22 Vgl. Gunther Martens: *Beobachtungen der Moderne* in Hermann Brochs *Die Schlafwandler* und Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*. Rhetorische und narratologische Aspekte von Interdiskursivität. München: Fink 2006. (= Musil-Studien. 35.) [Vorher: Gent, Univ., Diss. 2003.] S. 127 und passim.

23 Ebenda, S. 129.

24 Zum Konzept der Sozioanalyse literarischer Texte vgl. Bourdieu, *Regeln der Kunst*, S. 19–69.

25 Martens, *Beobachtungen der Moderne*, S. 130.

des *Mann ohne Eigenschaften* „eine Frau mit einer Brille noch als komisch“ gegolten habe und „wirklich zum Lachen oder auch bedauerlich aus[sah]“, während sie damit wenig später sowie noch zur Erzählzeit des Romans „unternehmungslustig, ja geradezu jung“ wirke; er erläutert dieses scheinbare Paradox folgendermaßen:

„Dem liegen die fest erworbenen Gewohnheiten des Bewußtseins zugrunde, die wechseln, aber in irgendeiner Verbindung immer da sind und die Schablone bilden, durch die alle Wahrnehmungen hindurchgehen, ehe sie zu Bewußtsein kommen, so daß in gewissem Sinne immer das Ganze, das man zu erleben glaubt, die Ursache von dem ist, was man erlebt. Und selten macht man sich eine Vorstellung davon, wie weit das reicht und daß es [...] bis zu den Sachen selbst reicht mit ihren genau und unpersönlich zugewiesenen Eigenschaften, deren Wahrnehmung scheinbar ganz unabhängig von geistigen Vorurteilen ist, und es in Wahrheit nur zum großen Teil ist. In Wahrheit ist das Verhältnis der Außen- zur Innenwelt nicht das eines Stempels, der in einem empfangenden Stoff sein Bild prägt, sondern das eines Prägstocks, der sich dabei deformiert, so daß sich seine Zeichnung, ohne daß ihr Zusammenhang zerrisse, zu merkwürdig verschiedenen Bildern verändern kann.“ (MoE 1435, nach M VII/9/6–7)

Mit den zuletzt zitierten Worten versucht Musil ähnlich wie Bourdieu, den Habitus nicht nur als feststehendes „*Klassifikationssystem* (principium divisionis)“, sondern zudem als durch Umwelteinflüsse selbst veränderliches perzeptives „*Erzeugungsprinzip*“ zu konzeptualisieren.²⁶ Nimmt man seine Überlegung ernst und überträgt sie von der Ebene der Wahrnehmung auch auf die der Handlung, dann lässt sich die skizzierte Vorstellung von einer erworbenen „Schablone“ des Bewusstseins im Sinn einer ‚generativen Formel‘ für die erzählerische Figurengestaltung fruchtbar machen: Es ist diese stets individuell definierte und sozial mehr oder weniger variierende Schablone, die die Einheit der Vorstellungen, aber auch der Praktiken einer jeweiligen Figur gewährleistet. Mit anderen Worten: „Musil versteht Habitualisierung in einem aktiven Sinn, der wie Scheuklappen Wände errichtet, um die anderen Möglichkeiten nicht zu sehen.“²⁷

2. Militärischer Habitus in Kakanien: Die ‚generative Formel‘ des romanischen Generals

Bereits im Arbeitsheft 8 notiert Musil konzeptionelle Überlegungen zur erzählerischen Funktion einer schon in den frühesten Romanplanungen vorgesehenen Militärfigur; sie machen deutlich, dass er seine biographisch-habituellen Skizzen stets unter dem Gesichtspunkt ihrer literarischen Verwertbarkeit angelegt hat:

„*Der Offizier* ist überhaupt gewöhnt, zu allem ziemlich unbefangen und unbeschwert sein Urteil abzugeben. Er ist Vertreter des bon sens und commun [!] sense. Das erklärt sich zum Teil aus der ihm suggerierten Aufgabe, Gesell-

²⁶ Vgl. Bourdieu, Die feinen Unterschiede, S. 277.

²⁷ Martens, Beobachtungen der Moderne, S. 130, unter Verweis auf GW 8, 1220.



schaftsstütze zu sein, ritterlich, zugunsten des Rechts intervenieren zu müssen, überhaupt Arm des Richtigen zu sein, zum größern Teil aus dem Fehlen tieferen Wissens in irgend einem Gebiet und dem gesprächigen Zusammenleben mit Kameraden. Seinerseits vermag es die Unbedenklichkeit zu erklären, mit der im Krieg die hohen Offiziere in alles Zivile und Menschliche hineingepfuscht haben.“ (Tb 1, 370)

In diesen frühen konzeptionellen Bemerkungen klingen bereits wichtige Motive an, die noch in die kanonische Figurengestaltung der Generalsfigur einfließen werden: zum einen ihre ‚Unbefangenheit‘ und ‚Unbeschwertheit‘, zum anderen ihr *common sense*, ihre ‚Ritterlichkeit‘ und ostensible Rechtschaffenheit, zum dritten aber ihre bildungsmäßige Unbedarftheit und „Unbedenklichkeit“.

Zur eigenen Orientierung im überbordenden Material hat Musil hier später einen Verweis auf einen gewissen Rittmeister Horn hinzugefügt (Tb 1, 370). Unter dessen Namen notiert er dann 1925 im Register zum *Zwillingschwester*-Projekt weitere konzeptionelle Einzelheiten, die einen recht kritischen Beigeschmack²⁸ haben: „Exekutor des herrschenden Gesellschaftsgeistes. Normalmensch auf der Linie zum Verbrecher [...]. Sagt zum Schluß: Danke, es war nichts, es ist wirklich Zeit, daß ein Krieg kommt.“ (H 36 / 57) Was in diesen Notizen ganz offensichtlich noch fehlt, ist die freundlich-sympathische Dimension des Soldaten; sie wird als humanistische Grundhaltung für dessen nicht unerhebliche erzählerische Funktion im Roman ganzen aber von großer Bedeutung sein und findet sich erstmals in einem Typoskript aus dem Jahr 1927 noch als Rittmeister Horn erzählerisch konkretisiert (vgl. M VII / 1 / 160–161).²⁹ 1929 dann hat Musil den „Entschluß gefaßt“, aus dem früher nur angedeuteten „General“ eine wirklich selbständige „Figur zu machen“; demnach „übernimmt“ Stumm von Bordwehr „im ersten Band die Rolle des Rittmeister Horn“ (Lesetext nach M VII / 1 / 148). Mehr noch: „Der Vertreter des Kriegsministeriums im früh entworfenen ersten *Sitzungs*-Kapitel der Parallelaktion, General

28 Vgl. dagegen Elisabeth Castex: Militärischer und ziviler Geist. Zu Funktion und Entwicklung der Figur des Generals Stumm von Bordwehr in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Österreich in Geschichte und Literatur 21 (1977), S. 222–234, vor allem S. 229–231, die Horn als relativ ambivalenzfrei darstellt, sowie Alexander Honold: Die Stadt und der Krieg. Raum- und Zeitkonstruktion in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. München: Fink 1995. (= Musil-Studien. 25.) [Vorher: Berlin, Freie Univ., Diss. 1994.] S. 341, der dessen „eindimensional-naive Anlage“ betont.

29 Castex, Militärischer und ziviler Geist, S. 229, spricht in diesem Zusammenhang nur relativ vage von einem „frühe[n] Gesprächsentwurf“, was ihr ermöglicht, ihre Lesart von der nur „der liebenswert-harmlosen Seite des Generals entsprechende[n] Figur“ des Rittmeisters Horn aufrechtzuerhalten. Ähnlich Honold, Stadt und Krieg, S. 339–340, wo es – offenbar in Anlehnung an Castex – heißt, Horn präfiguriere nur „die sympathisch-unbeholfene Seite“ der späteren Generalsfigur. Angesichts der oben zitierten Notizen und Skizzen scheint diese Behauptung aber kaum haltbar; vgl. dazu auch Francesca Pennisi: Ein Militär ohne Eigenschaften. Entwürfe für eine Entstehungsgeschichte der Gestalt des Generals Stumm von Bordwehr mit besonderer Bezugnahme auf eine Gruppe unveröffentlichter Nachlaß-Texte. In: Musil-Forum 13 / 14 (1987 / 88), S. 167–207, vor allem S. 168–169, S. 173–174, S. 183–184 und S. 187–188.

Stumm von Bordsprung, wird nun mit der Rittmeister-Figur fusioniert.³⁰ Auch dies ist für die kanonische Figurengestaltung von Belang, denn: „Im entstehungsgeschichtlichen Faktum der Kombination liegt ein Grund für die Ambiguität der Figur Stumm v. Bordwehr.“³¹ Doch selbst wenn die Mehrdeutigkeit Stumms aufgrund der „Synthese des Biographisch-Konkreten und des Ideologisch-Abstrakten“³² entstehungsgeschichtliche Hintergründe hat, was hier nicht bezweifelt werden soll, entbindet das nicht von einer Interpretation der kanonischen Romanfigur aus vornehmlich synchron-textstruktureller Perspektive, die im Folgenden angestrebt wird. In entstehungsgeschichtlicher Hinsicht bleibt nur noch das anekdotische Faktum zu erwähnen, dass General Stumm von Bordwehr, dieser „widersinnige Schutzpatron aller sprechenden Namen“,³³ im Arbeitsabschnitt der endgültigen Namensfestlegungen Ende der Zwanzigerjahre den Abschluss bildet: „mit ihm wird die Figurenkonstellation von Band I komplett.“³⁴

In einem brieflichen Selbstkommentar äußert Musil sich äußerst freundlich über seinen fiktionalen General: Stumm von Bordwehr sei eine „warmgetönte Figur“ (Br 1, 564), ja eine der wenigen überhaupt im ganzen Roman. Aus dieser für Musils Verhältnisse ungewöhnlich offenherzigen Formulierung spricht persönliche Sympathie – aber wohl auch ein subtiles konzeptionelles Kalkül, das bisher kaum beachtet wurde. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Über das genaue Alter der Figur gibt Musils Erzähler keine Auskunft. Aus den erwähnten biographischen Einzelheiten lässt sich aber schließen, dass er wohl ein paar Jahre älter als die männliche Hauptfigur Ulrich sein muss,³⁵ also etwa Anfang vierzig – denn es heißt: „Ulrich war ein einfallsreicher, unruhiger Leutnant in einer der beiden Schwadronen gewesen, die General Stumm seinerzeit als Oberstleutnant sanft geleitet hatte.“ (MoE 346) Diese ‚sanfte Leitung‘ ist bemerkenswert, denn sie hat dem einstigen Vorgesetzten seinen damaligen Untergebenen viel dauerhafter verpflichtet, als es durch militärisch-autoritäres Gehabe möglich gewesen wäre.

30 Walter Fanta: Die Entstehungsgeschichte des *Mann ohne Eigenschaften* von Robert Musil. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 2000. (= Literatur in der Geschichte. Geschichte in der Literatur. 49.) S. 347; vgl. dazu M I / 6 / 28 und M II / 1 / 243.

31 Fanta, Entstehungsgeschichte, S. 240; so schon Castex, Militärischer und ziviler Geist, S. 229; Stefan Howald: Ästhetizismus und ästhetische Ideologiekritik. Untersuchungen zum Romanwerk Robert Musils. München: Fink 1984. (= Musil-Studien. 9.) [Vorher: Zürich, Univ., Diss. 1982.] S. 302.

32 Castex, Militärischer und ziviler Geist, S. 229.

33 So Alexander Honold: „Diese neue Eigenschaft der Trennbarkeit“. Eigennamen bei Robert Musil. In: Poetica 27 (1995), H. 1–2, S. 149–186, hier S. 169.

34 Fanta, Entstehungsgeschichte, S. 347.

35 In seinen *Zwillingschwester*-Entwürfen (1925) notiert Musil zu Stumms Vorläuferfigur Rittmeister Horn: „Älter als A.[nders], hat er ein gewisses Aufblicken zu dem Einfall[s] reichen.“ (M VII / 8 / 32)



Auch das wird noch genauer zu diskutieren sein, zumal dem zunächst isolierten General seine ‚sanfte‘ Art in der Parallelaktion bald zunutze kommt. Ebenfalls keine nähere Auskunft erhalten die Leser und Leserinnen über Stumms soziale Herkunft. Aufgrund seines Adelstitels und des geringen Aufhebens, das davon seitens des Erzählers gemacht wird, kann man jedoch annehmen, dass er aus dem niederen Adel stammt³⁶ – sonst hätte er im noch stark aristokratisch geprägten Kakanien wohl geradliniger Karriere gemacht.³⁷ Über Stumms Aussehen berichtet der Erzähler zunächst ironisch andeutend:

„Er war ein nicht sehr stattlicher General mit einem kleinen Bauch und einer kleinen Lippenbürste an der Stelle des Schnurrbarts. Sein Gesicht war rund und hatte etwas von Familienkreis bei Abwesenheit jedes Vermögens über das in der Heiratsvorschrift für Truppenoffiziere geforderte hinaus.“ (MoE 267)

Wenig später ist noch unverhüllter von dem „rundlichen kleinen Mann mit [...] schwänzelnden Augen und den Goldknöpfen am Bauch“ die Rede, ja aus Diotimas Perspektive sogar ganz direkt und ohne jede Beschönigung von einem „dicke[n] Offizier“ (MoE 268). Auffallend sind „seine kleinen Hände und Beine“, die wiederholt erwähnt werden (MoE 342; vgl. MoE 345 und öfter). Abgesehen davon erfährt man, dass der General eine Hornbrille trägt, die er in brenzlichen Momenten gern ausgiebig putzt (vgl. MoE 595), was auf das noch ausführlicher zu diskutierende Phänomen der ‚Ersatzhandlung‘ weist.

Stumms beruflichen Werdegang beim kakanischen Militär entfaltet Musils Roman in einer ungewöhnlichen Ausführlichkeit, was auf die Wichtigkeit der Figur für dessen Gesamtanlage verweist:

„Er hatte ursprünglich bei der Kavallerie gedient, aber er war ein untauglicher Reiter; seine kleinen Hände und Beine eigneten sich nicht zur Umklammerung und Zügelung eines so törichten Tiers, wie es das Pferd ist, und es fehlte ihm auch der befehlshaberische Sinn“ (MoE 342).

Dieser karikaturhaften Schilderung zufolge ist Stumm von Bordwehr körperlich und charakterlich eigentlich ungeeignet für die militärische Laufbahn, zumindest

36 Der Rittmeister Horn sollte Baron sein, also dem niederen Adel angehören (vgl. M VII/8/32).

37 Zu den realhistorischen Verhältnissen vgl. Helmut Kuzmics und Sabine A. Haring: Habitus und Reform in der Habsburger Armee zwischen 1800 und 1918. In: Reform – Reorganisation – Transformation. Zum Wandel in deutschen Streitkräften von den preußischen Heeresreformen bis zur Transformation der Bundeswehr. Herausgegeben von Karl-Heinz Lutz, Martin Rink und Marcus von Salisch. München: Oldenbourg 2010, S. 107–128, hier S. 108 und S. 123, wonach „die Führungspositionen im Heer“ traditionell „dem Adel vorbehalten“ waren, das Offizierskorps gegen Ende des 19. Jahrhunderts aber einer zunehmenden „Verbürgerlichung“ unterlag. Anhand des kontinuierlich sinkenden Anteils der Generalstabsoffiziere aus dem Adel sei indes insgesamt ein „Übergang der habsburgischen Armee von einem feudal-aristokratisch geprägten zum bürgerlichen Offizierskader“ zu beobachten gewesen (S. 124). Dass die familiäre Herkunft Stumms im Dunkeln bleibt, erinnert im Übrigen an die Helden der pikaresken Erzähltradition; mehr dazu unten.

was die Kavallerie betrifft. Dementsprechend zieht er auch schon früh den Spott seiner Befehlshaber auf sich; so erwähnt der Erzähler,

„daß seine Vorgesetzten zu jener Zeit von ihm zu behaupten pflegten, er sei, wenn man eine Eskadron im Kasernhof mit den Köpfen, statt, wie es gewöhnlich geschieht, mit den Schwänzen zur Stallwand aufstelle, schon nicht mehr imstande, sie aus dem Kaserntor zu führen.“ (MoE 342)

Schon bei einem seiner ersten Auftritte im Roman wird dem nunmehrigen General somit aneleptisch und auf militärisch handfeste Weise auffallende Tölpelhaftigkeit beschieden, die für die textstrukturelle Funktion der Figur insgesamt eine wichtige Rolle spielen wird. Stumm selbst neigt zu einer recht eigenwilligen Form der Kompensation solcher früh erlittenen Demütigungen, die ihn in ihrer Skurrilität eben durchaus sympathisch erscheinen lassen:

„Zur Rache hatte der kleine Stumm sich damals einen Vollbart wachsen lassen, schwarzbraun und rund geschnitten; er war der einzige Offizier in des Kaisers Kavallerie, der einen Vollbart trug, aber ausdrücklich verboten war es nicht. Und er hatte angefangen, wissenschaftlich Taschenmesser zu sammeln; zu einer Waffensammlung reichte sein Einkommen nicht, aber Messer, nach ihrer Bauart, mit und ohne Korkzieher und Nagelfeile geordnet, und nach den Stählen, der Herkunft, dem Material der Schale und so weiter, besaß er bald eine Menge, und hohe Kasten mit vielen flachen Schubfächern und beschriebenen Zetteln standen in seinem Zimmer, was ihn in den Ruf der Gelehrsamkeit brachte.“ (MoE 342)

In seiner habituellen Ausgestaltung der Figur rekurriert Musil nicht nur auf seine eigene kindliche Bewunderung für die Petermandl'sche Taschenmessersammlung, die er offenbar in den Steyrer Jahren seiner Familie gesehen hatte,³⁸ sondern – wichtiger noch – auch auf Kurt Lewins psychologisches Konzept³⁹ der „Ersatzhandlung“⁴⁰ (vgl. M VI/1/141 und 144) bzw. der „Ausweichhandlung“⁴¹ (M VI/1/144), auf das eine Anmerkung Musils zu seinem Exzerpt aus Lewins *Vorbemerkungen über die psychischen Kräfte und Energien und über die Struktur der Seele* ausdrücklich verweist

38 Vgl. dazu Karl Corino: Robert Musil. Leben und Werk in Bildern und Texten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1988, S. 375; Karl Corino: Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2003, S. 903.

39 Als erste auf diesen Kontext hingewiesen hat meines Wissens Silvia Bonacchi: Die Gestalt der Dichtung. Der Einfluss der Gestalttheorie auf das Werk Robert Musils. Bern [u. a.]: Lang 1998. (= Musiliana. 4.) S. 287–288.

40 Vgl. Kurt Lewin: Untersuchungen zur Handlungs- und Affekt-Psychologie. II. Vorsatz, Wille und Bedürfnis. In: Psychologische Forschung 7 (1926), H. 4, S. 330–385, hier S. 338.

41 Vgl. ebenda, S. 367.



und das von ihm bereits dort in einen Zusammenhang mit Stumms Messersammlung gebracht wird, die er als Beispiel für „Surrogatbefriedigungen“⁴² anführt:

„Man begnügt sich mit weniger, bis zur Schattenerledigung. Statt zu befehlen, will man wenigstens dabei sein. Kann man etwas nicht kaufen, sammelt man Kataloge. /s.[iehe] G[e]n.[eral] St.[umm]’s. Messersammlung/ /u[nd] seine spätere Wandlung!/ Der Junge, der das Abfahrtssignal nicht geben darf, ruft nach dem Beamten ‚Abfahren!‘ Solche Handlungen können sich verselbständigen u.[nd] zu echten ‚Ersatzbedürfnissen‘ führen.“ (M VI/1/144)

In diesem Zusammenhang stellt sich natürlich die Frage, wofür die Stumm’sche Messersammlung einen Ersatz bzw. eine ‚Surrogatbefriedigung‘ darstellt. Sie stellt die Lektüre aber kaum vor unüberwindbare Deutungsschwierigkeiten: Wie schon erwähnt, handelt es sich hier ganz offenbar um eine Form der Kompensation für die beim Militär erlittenen Demütigungen sowie für Stumms unbefriedigendes privates Leben.

Für einen Militär legt Stumm, der behauptet, dass die „Jahre des humanistischen Studiums die schönsten seines Lebens gewesen seien“ (MoE 267), eine überraschende Bildungsbeflissenheit an den Tag. Der General hegt überhaupt eine ziemlich untypische Vorliebe für Schöngeistiges und Kunst, ja betreibt diese sogar aktiv: „Auch Gedichte konnte er machen, hatte schon als Militärzögling in Religion und Deutschaufsatz immer ‚vorzüglich‘ gehabt“ (MoE 342), was im Verein mit seiner fehlenden Eignung für die Laufbahn eines Kavallerieoffiziers – hier weicht Musil augenfällig vom historischen Modell Max Becher ab, um Stumms Karriere „als Wechselspiel von Verlegenheiten und glücklichen Zufällen zu schildern“⁴³ – dazu führt, dass er von seinem Vorgesetzten auf die „Generalstabsschule in der Hauptstadt“ geschickt wird.

„Er ließ dort auch geistig die Schärfe vermissen, die man zum Reiten braucht, aber er machte alle Militärkonzerte mit, besuchte die Museen und sammelte Theaterzettel. Er faßte den Plan, zum Zivil überzutreten, aber er wußte nicht, wie er ihn durchführen solle. Das Schlußergebnis war, daß er für den Generalstabsdienst weder für geeignet noch für ausgesprochen ungenügend befunden wurde; er galt für ungeschickt und unambitiös, aber für einen Philosophen, wurde auf weitere zwei Jahre probeweise dem Generalstab beim Kommando einer Infanterietruppendivision zugeteilt und gehörte nach Ablauf dieser Zeit als Rittmeister zur großen Zahl derer, die als Notreserve des Generalstabs niemals wieder von der Truppe fortkommen, außer es treten ganz ungewöhnliche Verhältnisse ein. Rittmeister Stumm diente jetzt bei einem anderen Regiment, galt nun auch für militärisch gelehrt, aber die Sache mit [...] den praktischen Fähigkeiten hatten auch seine neuen Vorgesetzten bald heraus.“ (MoE 342–343)

42 Vgl. ebenda.

43 Corino, Musil (2003), S. 901.

Die ironisch inszenierte Abweichung vom tatsächlichen Lebenslauf Bechers dient Musil offenbar dazu, ein besonderes kakanisches Kolorit zu erzeugen, veranschaulicht er damit doch die von Walter inkriminierte und von Ulrich zeitweise verteidigte „österreichische Staatsphilosophie des Fortwurstelns“ (MoE 216; vgl. MoE 361). Dementsprechend entbehrt Stumms weiterer beruflicher Werdegang – in zahlreichen Einzelheiten sozialhistorisch durchaus charakteristisch für den militärischen Stand in der Habsburgermonarchie, aber stets auf eine erzählerische Pointe hin zugespitzt – nicht einer tragikomischen Note:

„Er machte die Laufbahn eines Märtyrers durch, bis zum Rang eines Oberstleutnants, aber schon als Major träumte er nur noch von einem langen Urlaub auf Wartgebüh^r,^[44] um den Zeitpunkt zu erreichen, wo er als Oberst ad honores, das heißt mit dem Titel und der Uniform, wenn auch ohne den Ruhesold eines Obersten, in Pension geschickt würde. Er wollte nichts mehr von Beförderung wissen, die bei der Truppe nach der Rangliste vorrückte wie eine unsagbar langsame Uhr; nichts mehr von den Vormittagen, wo man noch bei aufsteigender Sonne, von oben bis unten beschimpft, vom Exerzierplatz zurückkehrt und mit bestaubten Reitschneidern das Kasino betritt, um die Leere des Tags, der noch so lang sein wird, um leere Weinflaschen zu vermehren; nichts mehr von ärarischer Geselligkeit, Regimentsgeschichten und jenen Regimentsdianen, die ihr Leben an der Seite ihrer Männer verbringen, deren Rangstufenleiter auf einer silbernen genauen, unerbittlich zart gerade noch hörbaren Tonleiter wiederholend; und nichts wollte er von jenen Nächten wissen, wo Staub, Wein, Langeweile, Weite durchrittener Äcker und Zwang des ewigen Gesprächsgegenstandes Pferd verheiratete wie unverheiratete Herrn in jene fensterverhängte Geselligkeit trieben, wo man Weiber auf den Kopf stellte, um ihnen Champagner in die Röcke zu gießen, und vom Universaljuden der verdammten galizischen Garnisonnester, der wie ein kleines, schiefes Warenhaus war, wo man von der Liebe bis zur Sattelseife alles auf Kredit und Zins bekam, Mädchen anschleppen ließ, die vor Respekt, Angst und Neugierde zitterten.“ (MoE 343)

In den atmosphärischen Details dieser Schilderung offenbart sich Musils intime Kenntnis des österreichisch-ungarischen Militärs, insbesondere des tristen Alltags in den nichtdeutschsprachigen östlichen Gebieten der Monarchie, die den dorthin versetzten Soldaten aus den Kronländern des heutigen Österreich oft als fremde, bisweilen sogar als feindliche Umgebung erschienen. Hier hat auch Stumms ‚Ersatzhandlung‘ im Sinne der von Lewin beschriebenen ‚Surrogatbefriedigung‘ ihren historischen Ort:

„Seinen einzigen Trost in diesen Zeiten bildete das umsichtige Weitersammeln von Messern und Korkziehern, und auch von diesen brachte viele der Jude dem meschuggenen Oberstleutnant ins Haus und putzte sie am Ärmel ab, bevor er sie auf den Tisch legte, mit einem ehrfürchtigen Gesicht, wie wenn es prähistorische Gräberfunde wären.“ (MoE 343–344)

44 Der Rittmeister Paul von Hornbostel, der ebenfalls als historisches Vorbild für die Figur Stumms gilt, wurde 1905 tatsächlich „mit Wartgebüh^r beurlaubt“, wie Corino, Musil (2003), S. 1726, Anm. 144, mitteilt.



3. Die romankonzeptionelle Funktion der literarischen Habitusgestaltung

Letztlich behält Stumm zeitlebens einen zivilen Habitus bei und vertritt somit der erzählerischen Suggestion zufolge eine nicht untypische Ausformung des kakani-schen Offiziers vor dem Ersten Weltkrieg:

„Wenn es Zivilisten gibt, die kriegerisch sind, weshalb sollte es dann nicht Offi-ziere geben, die die Künste des Friedens lieben? Kakanien hatte von ihnen eine Menge. Sie malten, sammelten Käfer, legten Briefmarkenalbums [!] an oder studierten Weltgeschichte. Die vielen Zwerggarnisonen und der Umstand, daß es dem Offizier verboten war, mit geistigen Leistungen ohne Approbation der Oberen an die Öffentlichkeit zu treten, gaben ihren Bestrebungen gewöhnlich etwas besonders Persönliches, und auch General Stumm hatte in früheren Jah-ren solchen Liebhabereien gefrönt.“ (MoE 342)

Genau dieser zivile Habitus gereicht Stumm nun eines Tages zu einem entschei-nden Vorteil, weil er ihn zum „Leiter der Abteilung für Militär-Bildungs- und Erzie-hungswesen im Kriegsministerium“ (MoE 341) – und damit auch für dessen vorteil-hafte Vertretung in der zivilen Welt der Parallelaktion – gleichsam prädestiniert:

„Die unerwartete Wendung war eingetreten, als sich ein Jahrgangskamerad aus der Kriegsschule an Stumm erinnert hatte und seine Kommandierung ins Kriegsministerium vorschlug, wo man in der Abteilung für Bildungswesen einen Gehilfen für den Leiter suchte, der hervorragenden Zivilverstand haben sollte. Zwei Jahre später hatte man Stumm, der inzwischen Oberst geworden war, schon die Abteilung anvertraut. Er war ein anderer, seit er statt des heiligen Tiers der Kavallerie einen Sessel unter sich hatte. Er wurde General und konn-te sich ziemlich sicher fühlen, auch noch Feldmarschalleutnant zu werden. Er hatte sich seinen Bart natürlich schon lange vorher abnehmen lassen, aber nun wuchs ihm mit zunehmendem Alter eine Stirn, und seine Neigung zu Rund-lichkeit gab seiner Erscheinung eine gewisse universale Bildung.“ (MoE 344)

Der ungeahnte soziale Aufstieg bewirkt das subjektive Empfinden von „Glück“, was Stumms ganzes Leben verändert:

„Es war das eben etwas, das selten zu Bewußtsein kommt, aber alles durch-drang, von den Generalsborten bis zu den Stimmen der Turmglocken, und ebensoviel wie eine Musik bedeutet, ohne die der Tanz des Lebens augenblick-lich stillstehen würde.“ (MoE 344)

Stumms „Glück“ hat freilich wenig mit den herkömmlichen Vorstellungen einer erfolgreichen bürgerlichen Existenz zu tun, was sich etwa in seiner unglücklichen Hand in privaten und Familienangelegenheiten äußert; so wird sein charakteristi-sches Verhältnis zu Frauen vom zwar prinzipiell wohlwollend wirkenden Erzähler doch mit scharfer Ironie geschildert:

„General Stumm liebte eigentlich Frauen ebensowenig wie Pferde. Seine rund-lichen, etwas kurzen Beine hatten sich im Sattel heimatlos gefühlt, und wenn er dann auch noch in der dienstfreien Zeit von Pferden sprechen mußte, hatte

ihm nachts geträumt, er sei bis auf die Knochen aufgeritten und könne nicht absteigen; ebenso hatte seine Bequemlichkeit aber auch seit je Liebesausschreitungen mißbilligt, und da ihn schon der Dienst genügend ermüdete, brauchte er seine Kräfte nicht durch nächtliche Ventile ausströmen zu lassen. Gewiß war er seinerzeit auch nicht ein Spaßverderber gewesen, aber wenn er seine Abende nicht mit seinen Messern, sondern mit seinen Kameraden verbrachte, so griff er gewöhnlich zu einem weissen Auskunftsittel, denn sein Sinn für körperliche Harmonie hatte ihn bald gelehrt, daß man sich durch das exzessive Stadium rasch in das schläfrige durchtrinken könne, und das war ihm viel bequemer gewesen als die Gefahren und Enttäuschungen der Liebe.“ (MoE 345)

Zwar entzieht sich Stumm nicht jenen typisch „militärische[n] Einsetzungsriten“, „die den Zusammenhalt zwischen Männern festigen sollen“,⁴⁵ doch geht er innerlich auf Distanz zu ihnen. Freilich kann er sich den mit seinem wachsenden sozialen Status verbundenen gesellschaftlichen Erwartungen an eine ‚solide‘ bürgerliche Existenz nicht auf Dauer verschließen:

„Als er später heiratete und über kurz zwei Kinder samt ihrer ehrgeizigen Mutter zu erhalten hatte, kam ihm erst ganz zu Bewußtsein, wie vernünftig seine Lebensgewohnheiten früher gewesen waren, ehe er der Verführung zu ehelichen erlegen war, wozu ihn zweifellos nur das etwas Unmilitärische verleitet hatte, das der Vorstellung eines verheirateten Kriegers anhängt. Seit dieser Zeit entwickelte sich lebhaft ein außereheliches Weibesideal in ihm, das er offenbar unbewußt auch vorher schon in sich getragen hatte, und es bestand in einer milden Schwärmerei für Frauen, die ihn einschüchterten und dadurch jeder Bemühung enthoben. Wenn er die Frauenbildnisse ansah, die er in seiner Jungesellenzeit aus illustrierten Zeitschriften geschnitten hatte – aber es war das immer nur ein Nebenzweig seiner Sammeltätigkeit gewesen –, so hatten sie alle diesen Zug; aber er hatte es früher nicht gewußt, und zu überwältigender Schwärmerei wurde es erst durch seine Begegnung mit Diotima.“ (MoE 345)

Diotima freilich ist über Stumms „Schwärmerei“ wenig erfreut, im Gegenteil. Bereits nach seiner ersten persönlichen „Aufwartung“ (MoE 267) äußert sich ihr abgrundtiefes Unbehagen: „Dieser lebenswürdige General versetzte Diotima in tödlichen Schreck“ (MoE 267) – und das wohl nicht unabhängig davon, „daß die gewissenhaft schöne Frau“ aufgrund ihrer weitab von Soldaten erfolgten Sozialisation „eine Vorstellung vom Militär mit ins Leben nahm“, die „ungefähr“ der „Vorstellung eines mit bunten Lappen behängten Todes“ entspricht (MoE 268), nicht zuletzt aber auch der allgemein antimilitärischen Haltung des aufstrebenden kakanischen

45 Pierre Bourdieu: Die männliche Herrschaft. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005, S. 94–95.



Bürgertums.⁴⁶ Dementsprechend verspürt sie eine eigenartige und vorerst rätselhafte Beklemmung: „[A]ls der General sich verabschiedet hatte, brach das Innere der hohen Frau ohnmächtig zusammen.“ (MoE 268) Zwar ist die sensible Salonnière „eines so niederen Gefühls wie Hasses“ gar nicht „fähig“, doch empfindet „sie eine dumpfe Beleidigung“ und kann sich das selber nicht erklären:

„Sie öffnete trotz der Winterkälte die Fenster und rauschte mehrmals im Zimmer auf und ab. Als sie die Fenster wieder schloß, hatte sie Tränen in den Augen. Sie war sehr erstaunt. Das geschah nun schon zum zweitenmal, daß sie grundlos weinte. [...] Diesmal war das lediglich Nervöse des Vorgangs, dem kein Inhalt entsprach, noch deutlicher; dieser dicke Offizier trieb ihr die Tränen aus den Augen wie eine Zwiebel, ohne daß ein vernünftiges Gefühl mitsprach. Mit Recht [!] wurde sie davon beunruhigt; eine ahnungsvolle Angst sagte ihr, daß irgendein unsichtbarer Wolf um ihre Hürden schleiche und daß es hoch an der Zeit sei, ihn durch die Macht der Idee zu bannen.“ (MoE 268)

Bei und nach ihrer ersten privaten Begegnung mit dem General fühlt sich Diotima also von einem seltsam ‚unvernünftigen‘ und ‚inhaltslosen‘ Gefühl bedrängt, aufgrund dessen sie scheinbar „grundlos“ weint. Als ob er die Triftigkeit ihrer ‚ahnungsvollen Angst‘ besonders hervorheben wollte, belässt es Musils Erzähler nicht bei solchen subtilen Andeutungen einer von Stumm ausgehenden diffusen Gefahr, sondern fügt ausdrücklich die Bemerkung an, dass Diotimas rein habituell ausgelöste Beunruhigung berechtigt sei. Worin die drohende Gefahr besteht, bleibt allerdings vorerst im Dunkeln, was den Verdacht in die verschiedensten Richtungen anheizt und die Spannung aufmerksamer Leser und Leserinnen weiter steigert.⁴⁷

Abgesehen von solchen frühen impliziten Indizien für die Abgründe, die hinter der Rolle des gemüthlichen Generals verborgen liegen, suggeriert der Erzähler explizit meist dessen völlige Harmlosigkeit. So wird etwa angesichts der provokanten These Ulrichs, „der Geist“ sei „nicht im Zivil zu finden, und das Körperliche beim Militär“, sondern es verhalte sich „genau umgekehrt“, Stumms relative geistige Konven-

46 Vgl. Kuzmics/Haring, *Habitus und Reform*, S. 121, zu den realhistorischen Hintergründen: „Die habsburgische Armee war kaisertreu, ‚unpolitisch‘, aber im großen Konflikt zwischen autoritär-hierarchischen, ‚feudalen‘ Prinzipien und jenen eines ‚liberalen‘, nach mehr politischer Beteiligung schreienden Bürgertums an der Seite von Kaiser und Adel. Das führte auf lange Sicht dazu, dass die Armee im Denken und Fühlen feudal gesonnen blieb, in der gesellschaftlichen Stellung isoliert war und in zuerst eindeutiger, später etwas abgeschwächter Weise gerade von den dynamischsten und zukunftsorientiertesten Teilen der Gesellschaft bekämpft bis ignoriert wurde.“ Mehr noch: Der „Schutz“, den die k. (u.) k. Armee „vor den erstarkenden Mächten Deutschland und Russland“ gewährt habe, sei von „den politischen Eliten“ unterschätzt worden. (S. 124)

47 Vgl. Todd Cesaratto: *Politik durch Gefühlseinsatz: General Stumm von Bordwehr als unwahrscheinlicher Erlöser in Der Mann ohne Eigenschaften*. In: *Terror und Erlösung. Robert Musil und der Gewaltdiskurs der Zwischenkriegszeit*. Herausgegeben von Hans Feger, Hans-Georg Pott und Norbert Christian Wolf. München: Fink 2009. (= *Musil-Studien*. 37.) S. 183–207, hier S. 194–195.

tionalität und Trägheit infolge steter Subordination⁴⁸ nahegelegt: „Man muß sich in Stumm von Bordwehr versetzen; seit der Kadettenschule war ihm alles vorgeschrieben worden, von der Form der Kappe bis zum Heiratskonsens, und er verspürte wenig Neigung, seinen Geist solchen Erklärungen zu öffnen.“ (MoE 377) Gerade im Blick auf den prekären Zusammenhang von Ordnung und Geist, den er beharrlich zu ergründen sucht, erweist sich der General als intellektuell unbeweglich und zunehmend sogar geistfeindlich eingestellt.⁴⁹ Ein so unflexibler Denker scheint aus Sicht des intellektuellen Erzählers kaum dazu angetan, eine wirkliche Gefahr für die romaneske Gesellschaft darzustellen.

Dem entsprechen auch zahlreiche Befunde der Forschung, die aus der von Musil dem Offiziersstand zugeschriebenen „Mischung von militärischer Grausamkeit und zivilistischer Gemütlichkeit“ häufig nur letztere, „abgeschwächt, in den Roman eingegangen“ wähnt,⁵⁰ während der eklatante Militarismus meist ebenso wenig ernst genommen wird wie die Möglichkeit, dass Stumm mit seiner ostentativen Behäbigkeit eine ganz bestimmte Taktik verfolgt.⁵¹ Dabei ist es just der aus seiner diskursiven Beschränkung entstehende Eindruck grenzenloser Naivität der Figur des Generals, der dessen beiläufiges Aussprechen von sonst diskursiv ‚unsagbaren‘ bzw. unerhörten Wahrheiten ermöglicht. Der vorderhand so brave Stumm dient also *einerseits* romanintern gewissermaßen als Katalysator von außerdiskursiven Wahrheiten, wodurch er in mancher Hinsicht an die erzählerische Funktion der traditionellen Romanfigur des Tölpels bzw. des Schelms oder Pikaros erinnert.⁵² Ein

48 Kuzmics/Haring, *Habitus und Reform*, S. 109, nennen „Geistfeindlichkeit, Entscheidungsschwäche, Autoritätsfixierung und feudale[n] Geist“ als typische Elemente des Offiziershabitus der k. (u.) k. Armee. Mehr dazu ebenda, S. 120: „Österreichische Offiziere fürchteten den Tadel ihrer Vorgesetzten mehr als den Feind, und das machte sie immobil und unkreativ. Der ‚Habitus der Untätigkeit ohne besonderen Befehl‘ blieb somit noch lange bestehen und überlebte offenkundig auch die Verbürgerlichung des habsburgischen Offizierskorps ohne weiteres. Österreichische Offiziere waren also pflichttreu, tapfer, aber unselbständig.“

49 Vgl. die ausführlichen Analysen in Pennisi, *Militär ohne Eigenschaften*, S. 169–193, sowie Honold, *Stadt und Krieg*, S. 341–350; ferner: Castex, *Militärischer und ziviler Geist*, S. 226–227; Howald, *Ästhetizismus*, S. 304–305.

50 So ebenda, S. 302.

51 Vgl. auch Dietrich Hochstätter: *Sprache des Möglichen. Stilistischer Perspektivismus in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften**. Frankfurt am Main: Athenäum 1972. (= Gegenwart der Dichtung. 6.) S. 54: „Das Unvereinbare und trotzdem Verbundene ist [in der Figur Stumms, N.C.W.] auf den kürzesten Nenner gebracht. Die Privatperson, die unverwundliche Lebenswürdigkeit des Österreichischen werden von den offiziellen Ansprüchen nur tangiert, nicht beherrscht. Beide Sphären deuten und ironisieren sich wechselseitig, heben sich auf und bleiben auf kakanisch paradoxe Weise nebeneinander bestehen.“

52 Vgl. Claudio Guillén: *Zur Frage der Begriffsbestimmung des Pikaresken*. In: *Pikarische Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman*. Herausgegeben von Helmut Heidenreich. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1969. (= Wege der Forschung. 163.) S. 375–396, vor allem S. 379–387, wo unter den acht konstitutiven „Kennzeichen“ (S. 379) des „nachdenklichen, sich verändernden Pikaro[s]“ (S. 380) im Schelmenroman etwa „die



paar Beispiele mögen das veranschaulichen: Angeführt sei etwa Stumms zwar tastende, aber zugleich sentenzenhafte Reflexion über den Zusammenhang zwischen Ordnung, Tod und Gewalt, die er Ulrich gegenüber im 100. Kapitel des Ersten Buchs zum Besten gibt:

„[S]tell dir bloß eine ganze, universale, eine Menschheitsordnung, mit einem Wort eine vollkommene zivilistische Ordnung vor: so behaupte ich, das ist der Kältetod, die Leichenstarre, eine Mondlandschaft, eine geometrische Epidemie! [...] Ich habe so etwas Komisches im Gefühl: ein Verständnis dafür, warum wir beim Militär, die wir die größte Ordnung haben, gleichzeitig bereit sein müssen, in jedem Augenblick unser Leben hinzugeben. Ich kann nicht ausdrücken, warum. Irgendwie geht Ordnung in das Bedürfnis nach Totschlag über.“ (MoE 464–465)

Eine ähnlich luzide Beobachtung stellt der General im 37. Kapitel („Ein Vergleich“) des Zweiten Buchs an, wo er unter Bezug auf Ulrichs (bzw. Musils) viel strapaziertes Menschenfresser-Gleichnis zumindest andeutungsweise und prospektiv die Grundlagen der Goebbels'schen Propagandapolitik (vgl. auch Tb 1, 726) benennt:

„Die Masse wird nur von Trieben bewegt, und dann natürlich von denen, die den meisten Individuen gemeinsam sind: das ist logisch! Das heißt, das ist natürlich unlogisch: Die Masse ist unlogisch, sie benützt logische Gedanken gerade nur zum Aufputzen! Wovon sie sich wirklich leiten läßt, das ist einzig und allein die Suggestion! Wenn Sie mir die Zeitungen, den Rundfunk, die Lichtspielindustrie und vielleicht noch ein paar andere Kulturmittel überantworten, so verpflichte ich mich, in ein paar Jahren – wie mein Freund Ulrich einmal gesagt hat – aus den Menschen Menschenfresser zu machen!“ (MoE 1020)

Gerissenheit des Gauners“ genannt wird, „der sich mit Pffiffigkeit durchs Leben schlägt“, sowie „seine heitere Gelassenheit“ und „Neigung zu philosophieren“ (S. 380). Es handle sich um einen „halben Außenseiter“, der durch „die Widersprüchlichkeit seiner Lage“ gekennzeichnet sei und der „zu allgemeinen Schlußfolgerungen“ über die ihn umgebende Gesellschaft gelange bzw. die existierende „Welt in Frage“ stelle (S. 384–385). „Der Pikaro betrachtet [...] die Lebensbedingungen einzelner Gruppen wie die der sozialen Schichten, verschiedener Berufe, bestimmter Charaktertypen und die von Städten und Völkern. Dieses Panorama [...] ist ein ständiger Anreiz für die Satire und natürlich auch für komische Wirkungen“ (S. 386). Die Schelmenromane haben deshalb „häufig einen parodistischen Charakter“ und weisen in den Erzähltext eingefügte „Digressionen, kurze Abhandlungen oder Moralpredigten“ auf (S. 385). „Ein besonderer Nachdruck liegt auf der materiellen Seite des Lebens [...]. Es gibt [...] keine Gegenstände, die der Betrachtung und der Anteilnahme unwürdig wären.“ (S. 385–386) Wie deutlich geworden sein sollte, lassen sich die hier zitierten Kriterien auf die eine oder andere Weise auch auf Stumm von Bordwehr beziehen. In diesem Zusammenhang ist allerdings darauf hinzuweisen, dass der Pikaro als Außenseiterfigur, deren Herkunft meist unbekannt ist, sich am Rande der Gesellschaft bewegt und seinen Ideenreichtum nutzen muss, um sein Überleben zu sichern – was ihn deutlich von Musils Stumm-Figur abhebt. Der herkömmliche pikarische Schelm hat im Unterschied zu Stumm keine Aufstiegsambitionen, solange er mit den lebensnotwendigen Dingen versorgt ist. Vgl. dazu auch Jürgen Jacobs: *Der deutsche Schelmenroman. Eine Einführung*. München; Zürich: Artemis 1983. (= Artemis-Einführungen. 5.) S. 29; Gerhart Hoffmeister: *Einleitung zu: Der moderne deutsche Schelmenroman. Interpretationen*. Herausgegeben von G. H. Amsterdam: Rodopi 1986. (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik*. 20.) S. 1–8, vor allem S. 2.

Weitere durchaus hellsichtige Einsichten Stumms finden sich etwa im nachgelassenen Kapitelentwurf „Beschreibung einer kakanischen Stadt“; dort bemerkt der General etwa in fast aphoristischer Prägnanz: „Wo es um erhabene Aufgaben geht, hat man ja nie das Gefühl, so reden zu dürfen, wie man wirklich ist!?“ (MoE 1450; nach M I / 8 / 10) Ähnlich treffend ist in unmittelbarer Nähe dieser Stelle Stumms – freilich auf provokante Weise wertfreie oder gar versteckt affirmative – Analyse des Niedergangs des kakanischen Liberalismus und seiner Verdrängung durch das Prinzip der „Eingeistigkeit“ und des „Führers“ (MoE 1450–1453; nach M I / 8 / 11–14). Wie solche und andere Beispiele zeigen, kann Musil derart seinen Protagonisten Ulrich sowie seinen Erzähler und mithin auch sich selbst als Autor vor politisch (zu) eindeutigen Stellungnahmen – und damit vor möglichen Festschreibungen und Angriffen – bewahren, indem er seine zumindest für die damaligen Verhältnisse provokanten Diagnosen nicht ihnen, sondern dem als Tölpel geltenden General in den Mund legt und diesen vorübergehend sogar „zum Sprachrohr“ eigener Positionen macht.⁵³

Andererseits ist eine weitere, ja vielleicht *die* zentrale handlungskonstitutive Funktion Stumms bisher nur ansatzweise gewürdigt worden. In den Entwürfen zu einem Essay mit dem Arbeitstitel „Das Ende des Krieges“ aus der unmittelbaren Nachkriegszeit begegnet Musil dem damals florierenden, recht naiven politischen und literarischen Antimilitarismus mit folgendem Aufruf zur Differenzierung: „Die Pazifisten sind schlechte Gegner des Militarismus, weil sie Defaitisten sind. Sie müssen ihn erst verstehen.“ (GW 8, 1345; nach M IV / 3 / 497) Getreu dieser Maxime gestaltet er nun den Vertreter des Militärs in seinem Roman, denn Stumms plakative Tölpelhaftigkeit ist Teil einer geschickten politischen Taktik, auf die erst Alexander Honold⁵⁴ und jüngst der amerikanische Germanist Todd Cesaratto⁵⁵ hingewiesen haben: Sie erlaubt ihm nämlich, die in der Parallelaktion vorhandenen Widerstände gegen eine Aufrüstung und Militarisierung Kakanien auf perfide Weise zu hinter-

53 Howald, *Ästhetizismus*, S. 304, im Rekurs auf Martin Menges: *Abstrakte Welt und Eigenschaftslosigkeit. Eine Interpretation von Robert Musils Roman Der Mann ohne Eigenschaften* unter dem Leitbegriff der Abstraktion. Frankfurt am Main; Bern: Lang 1982. (= Europäische Hochschulschriften. 1, 458.) [Vorher: Frankfurt am Main, Univ., Diss. 1980.] S. 145; zur Kritik daran vgl. Dieter Kühn: *Analogie und Variation. Zur Analyse von Robert Musils Roman Der Mann ohne Eigenschaften*. Bonn: Bouvier 1965. (= Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur. 13.) S. 83–85.

54 Vgl. Honold, *Stadt und Krieg*, S. 345: „Die im Sommer 1914 zutage tretende Beteiligung des Generals an den Aufrüstungsplänen und sein Handel mit Arnheim zur Sicherung kriegswichtiger Rohstoffe lassen im nachhinein die besonders im ersten Buch dominierenden naiven Züge als raffinierte Kriegslist erscheinen.“

55 Eine von der Systemtheorie inspirierte und recht anregende Analyse der dabei angewandten Taktik findet sich bei Cesaratto, *Politik durch Gefühlseinsatz*, besonders S. 197–198, S. 200–201 und S. 204.



treiben.⁵⁶ Stumm fungiert somit als trojanisches Pferd des Militärs innerhalb der weniger den „Allerhöchsten Kriegsherrn“ (MoE 342) als vielmehr den „88jährigen Friedenskaiser[]“ (MoE 88) feiernden Parallelaktion,⁵⁷ wozu er den Anschein von Dummheit – bewusst oder unbewusst, aber jedenfalls effizient – instrumentalisieren kann.⁵⁸ Diese Konstellation, die einer ironischen Note nicht entbehrt, hat Musil selber schon 1922 in Notizen zum Ende der Parallelaktion aus dem *Erlöser*-Projekt skizziert:

„Zum Schluss wird ein Ueberdreadnought [das ist ein Großschlachtschiff, N.C.W.] gebaut. Der Militarismus als Resultante der ungerichteten Kräfte. In Aussicht genommen[,] aber doch noch nicht spruchreif: die Verstärkung der Artillerie. Der General, den alle als dummen Menschen behandeln, Typ Boroewić, setzt das schliesslich ganz mühelos durch. Man muß zeigen, wie einleuchtend seine Auffassung ist!“ (Lesetext nach M I/6/1)

Musil deutet in diesen metakonzeptionellen Überlegungen aus der frühen Planungsphase des Romans bereits die Taktik an, mit der Stumm seine vorgebliche Dummheit bei der Durchsetzung seiner politischen Ziele zu nützen weiß. Ein Grund für die von Musil selbst bestätigte ‚warmgetönte‘ Zeichnung des Generals (vgl. Br 1, 564) liegt neben der persönlichen Wertschätzung für das biographische Modell Max Becher also offenbar auch in diesem zweiseitigen Umstand, der meist auf die „Heterogenität“ der figuralen „Entstehungsgeschichte“ zurückgeführt wurde,⁵⁹ aber darüber hinaus auf ein bisher noch nicht wahrgenommenes, folgenreiches soziologisches Charakteristikum verweist: Der gutmütige Stumm – in Musils Worten ein Repräsentant „des feineren militärischen [Typus]“ eines „*Machtpolitiker[s]*“ (Tb 1, 434–435) – eignet sich nämlich zur idealtypischen Verkörperung des auch und sogar das Militär zunehmend erfassenden ‚strukturellen Herrschaftsmodus‘ der Moderne besser als ein unsympathischer und brutaler bzw. autoritärer ‚Blutgeneral‘, wie er in Musils Erfahrung die österreichisch-ungarische Armee häufig realiter geprägt hat – etwa in der Person des Feldmarschalls Svetozar Boroewić von Bojna, unter dessen Oberbefehl er 1917 an der Isonzo-Front gekämpft und von dem er in seinem unnummerierten Arbeitsheft auch ein kleines Porträt angefertigt hat (vgl. Tb 1,

56 Honold, Eigennamen, S. 169, betont die konzeptionelle „Ambiguität des Generals“, „der zwar von seiner Umgebung unterschätzt werden sollte, nicht aber vom Erzähler verharmlost werden durfte. ‚Stumm‘ ruhen in ihm, während die anderen reden, die soldatischen Tugenden, und als die vaterländische Aktionsgemeinschaft zu keinem Beschluß finden kann, bereitet er ihr ein gewaltsames Ende. In dem unbeholfenen Säbelwicht steckt ein veritabler Kriegstreiber, der die Beharrlichkeit in der Verfolgung seiner militärischen Interessen geschickt verbirgt“.

57 Ähnlich die Analyse von Honold, Stadt und Krieg, S. 344–345.

58 Eindeutiger noch Cesaratto, Politik durch Gefühlseinsatz, S. 184, demzufolge Stumm „sein militärisches Programm mit vorgetäuscht einfältigen Gefühlsäußerungen effektiv tarnen kann.“

59 Castex, Militärischer und ziviler Geist, S. 229.

335),⁶⁰ oder in jener des Generaloberst Karl von Pflanzer-Baltin, den er erst nach dem Ersten Weltkrieg in der Helmstreitmühle Eugenie Schwarzwalds als demobilisierten Tischnachbarn kennenlernte⁶¹ und dessen recht eigenwilliges Porträt er im Arbeitsheft 8 (1920) zeichnet (vgl. Tb 1, 369⁶²). Besonders interessiert ihn dabei die komisch anmutende Tatsache, dass „einer der ärgsten Blutgenerale“ nach dem Krieg „friedlich seine Gemüsebeete [bestellt]“, was er nur auf die „Macht der Verhältnisse“ zurückzuführen vermag (Tb 1, 371).

Dass dem Autor tatsächlich daran gelegen war, im Kontrast zum historisch verbürgten ausgeprägten „Klassencharakter des österreichischen Vielvölkerheeres“ und seiner brutalen „Herrscher über Leben und Tod“⁶³ einen dezidiert ‚modernen‘ Offizier zu zeichnen, geht etwa Anfang der Dreißigerjahre aus seiner Klage im Arbeitsheft 34 hervor, sein fiktionaler „Vorkriegsgeneral“ werde angesichts noch viel weitergehender realhistorischer Verflechtungen zwischen dem militärischen und dem ökonomisch-industriellen Komplex allmählich „unmodern“ (Tb 1, 841). Wie man diese Angst des Schriftstellers vor einem Überholtwerden durch den realen Geschichtsverlauf auch immer bewerten mag – den anderen Romanfiguren, dem Erzähler wie auch den Lesern und Leserinnen fällt es jedenfalls nicht leicht, Stumm gegenüber jene pauschale Abwehrhaltung einzunehmen, die von der antimilitaristischen Nachkriegsperspektive nahegelegt wurde, denn dieser General besticht durch ‚Menschlichkeit‘. So bringt er Ulrich eines Tages heimlich in seiner ledernen Aktentasche „zwei Laibe Kommißbrot“ mit, weil er weiß, dass das Kommissbrot der kakanischen Armee „das einzige ist“, was dem Mann ohne Eigenschaften „an des Kaisers Dienst gefallen hat“; mit dem neuen „Muster, 1914“ des ärarischen Brots und mit einem Glas Schnaps will er, ganz der geläufigen Vorstellung einer solidarischen Männerfreundschaft gemäß, die Müdigkeit des Freundes nach dessen langer Reise vertreiben (MoE 773). Ein so ‚netter‘ Mensch – scheint es – kann nichts Böses im Schilde führen. Tatsächlich ist Stumm im eigentlichen Wortsinn ‚verteufelt human‘ – also durchaus nicht unambivalent, was Ulrich unter der Hand selbst anklingen lässt, indem er feststellt: „Das ist aber nett von dir, [...] daß du mir nach einer durchreisten Nacht Brot bringst, statt mich schlafen zu lassen.“ (MoE 773)

In der Figur Stumms und ihrer sozialen Praxis veranschaulicht Musil mithin jenes Phänomen, das Foucault als historische Ergänzung, ja allmähliche Überlagerung unterschiedlicher Machttypen beschrieben hat: Gemeint ist die Superposition der

60 Vgl. Corino, Musil (2003), S. 570–572, S. 900 und S. 1894.

61 Ebenda, S. 900. Laut Fanta, Entstehungsgeschichte, S. 239, hat Musil Pflanzer-Baltin allerdings schon „im Krieg an der Isonzo-Front kennengelernt“.

62 Corino hat diesen Arbeitsheft-Eintrag mit korrekter Seitenangabe, aber versehentlich als Briefstelle zitiert; vgl. Corino, Musil (2003) S. 1726, Anm. 143.

63 So Kuzmics/Haring, Habitus und Reform, S. 127.



im 17. Jahrhundert institutionalisierten „Disziplinarmacht“⁶⁴ und der diese seit dem 18. Jahrhundert begleitenden „Normalisierungsmacht“ bzw. „Normierungsmacht“⁶⁵ durch „eine neue politische Form“ jener „alte[n] Machttechnik, die den christlichen Institutionen entstammt, nämlich die Pastoralmacht“.⁶⁶ Es handelt sich dabei um „eine ganz eigentümliche Form von Macht“, die nicht bloß „befiehlt“, sondern „auch bereit sein“ muss, „sich für das Leben und Heil der Herde zu opfern. Darin unterscheidet sie sich von der Königsmacht, die von ihren Subjekten Opfer fordert, wenn es gilt, den Thron zu retten.“⁶⁷ Mehr noch:

„Sie ist eine Machtform, die sich nicht nur um die Gemeinde insgesamt, sondern um jedes einzelne Individuum während seines ganzen Lebens kümmert. [...] Sie ist selbstlos (im Gegensatz zum Prinzip der Souveränität) und individualisierend (im Gegensatz zur juristischen Macht).“⁶⁸

Weit davon entfernt, „den ‚modernen Staat‘ als eine Entität“ zu betrachten, „die sich unter Mißachtung der Individuen entwickelt hat und nicht wissen wollte, wer diese sind“, konzeptualisiert Foucault ihn

„im Gegenteil als eine sehr raffinierte Struktur, in die Individuen durchaus integrierbar sind – unter einer Bedingung: daß die Individualität in eine neue Form gebracht wird und einer Reihe spezifischer Modelle unterworfen werde. In gewisser Hinsicht kann man den modernen Staat als eine Individualisierungs-Matrix oder eine neue Form der Pastoralmacht ansehen.“⁶⁹

Der ob seiner ‚sanften Leitung‘ (MoE 346) geschätzte General Stumm von Bordwehr, der als väterlicher Vorgesetzter den unruhigen jungen Leutnant Ulrich einst ‚in Form gebracht hat‘, repräsentiert nun als freundschaftlicher, hilfs- und aufopferungsbereiter Begleiter seines ehemaligen Untergebenen diese moderne Form der Macht, während die bekannten ‚Blutgeneräle‘ des Ersten Weltkriegs, die sich kaum

64 Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Aus dem Französischen von Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976, S. 229; vgl. dazu auch Michel Foucault: Der Wille zum Wissen. Aus dem Französischen von Ulrich Raulf und Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977. (= Sexualität und Wahrheit. 1.) S. 166–167.

65 Foucault, Überwachen und Strafen, S. 397 und ebenda, Anm. 12; vgl. dazu auch Foucault, Wille zum Wissen, S. 166–167.

66 Michel Foucault: Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Hubert L. Dreyfus; Paul Rabinow: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Mit einem Nachwort von und einem Interview mit Michel Foucault. Aus dem Amerikanischen von Claus Rath und Ulrich Raulff. 2. Aufl. Weinheim: Beltz; Athenäum 1994. (= Neue wissenschaftliche Bibliothek.) S. 243–250, hier S. 248.

67 Ebenda.

68 Ebenda.

69 Ebenda, S. 249.

mit der kämpfenden Truppe gemein machen,⁷⁰ noch die alte ‚Disziplinarmacht‘ vertreten, die hinsichtlich der militärischen Effizienz durch die individuell motivierend wirkenden einschlägigen Modernisierungsschübe in anderen Armeen längst abgelöst worden war.⁷¹ Dies ist von nicht zu überschätzender Bedeutung für Musils Romanfigur, die damit – in Bourdieus Begriffen – recht plastisch den abstrakten Übergang vom ‚personalen‘ zum ‚strukturellen Herrschaftsmodus‘⁷² verkörpert. Wie Foucault gezeigt hat, geht diese Entwicklung mit einer zunehmenden Subtilität der Machttechniken einher:

„Die Begriffe der Unterdrückungs-, Verwerfungs-, Ausschließungs- oder Verdrängungsmechanismen reichen [...] nicht aus, um zu beschreiben, wie sich [...] die hinterhältigen Menschlichkeiten, die uneingestehlichen Bosheiten, die kleinlichen Listen, die sorgfältig kalkulierten Verfahren, die Techniken [...] formieren, welche die Fabrikation des Disziplinarindividuums gestatten. In dieser zentralen und zentralisierten Humanität, die Effekt und Instrument komplexer Machtbeziehungen ist, sind Körper und Kräfte [...] für Diskurse objektiviert, die selbst Elemente der Strategie sind. In dieser Humanität ist das Donnerrollen der Schlacht nicht zu überhören.“⁷³

Der zuletzt zitierte, abschließende Satz aus Foucaults historischer Untersuchung *Surveiller et punir* (1975) bezeichnet erstaunlich genau die strukturelle Funktion der freundlichen Generalsfigur im *Mann ohne Eigenschaften*, deren sympathisches Auftreten das „Donnerrollen“ der herannahenden „Schlacht“ fast bis zuletzt verdecken kann. In diesem Zusammenhang ist freilich darauf hinzuweisen, dass die ‚Pastoralmacht‘ – systemisch betrachtet – keinen absoluten Gegensatz, sondern bloß die andere Seite der ‚Disziplinarmacht‘ und ‚Normierungsmacht‘ bedeutet, wie Musils General in einem Gespräch mit Arnheim selbst hervorhebt:

„Ich verstehe nicht, warum diese neuen Leute mit solcher Unkenntnis von ‚Blutgeneralen‘ sprechen? [...] Der Feldwebel, wenn Sie mir dieses untergeordnete Beispiel gestatten, muß sich natürlich um das Wohlergehen jedes einzelnen Mannes in seiner Kompagnie kümmern; der Stratege dagegen rechnet mit dem Menschentausend als kleinster Einheit und muß auch zehn solcher Einheiten auf einmal opfern können, wenn es ein höherer Zweck verlangt. Ich finde, daß es keine Logik hat, wenn man das in dem einen Fall einen Blutgeneral, in dem andern eine ewige Gesinnung nennt [...]!“ (MoE 404–405)

70 Vgl. Corino, Musil (2003), S. 570.

71 Vgl. Kuzmics/Haring, Habitus und Reform, S. 126.

72 Vgl. Pierre Bourdieu, Luc Boltanski und Monique de Saint Martin: Kapital und Bildungskapital. Reproduktionsstrategien im sozialen Wandel. In: P. B. [u. a.]: Titel und Stelle. Über Reproduktion sozialer Macht. Herausgegeben und aus dem Französischen übersetzt von Helmut Köhler [u. a.]. Frankfurt am Main: EVA 1981, S. 23–87, hier S. 41.

73 Foucault, Überwachen und Strafen, S. 397.



Dass es sich bei dem „schlapper“ als preußische Generale (MoE 404) wirkenden Stumm von Bordwehr allem sympathischen Anschein zum Trotz tatsächlich um den konsequenten Vertreter einer das abstrakte militärische Systeminteresse stützenden Form der Macht handelt, zeigt Stumms „*spätere Wandlung*“, die das für ihn bisher unerreichbare ‚eigentliche‘ Ziel seiner „Surrogatbefriedigungen“ (M VI/1/144) wieder an den Tag befördert⁷⁴ und deren (von Musil nicht mehr ausgeführte) ideologische Konsequenz etwa auf einem Schmierblatt aus dem Jahr 1932 dokumentiert ist:

„G[e]n[eral] (auch mit Abwendung von D[iotima]) immer antiintellektualistischer: Triebkräfte, Blutkräfte (ich geh noch nicht mit, aber dran ist etwas)[.] Ich möchte gern einen sehn, der sich einbildet, die größte Sache der Welt gefunden zu haben.“ (M VII/14/36)

Die in den hier skizzierten Aussagen (vgl. auch M II/7/1) ideologisch verbrämte Wendung des Generals vom Anhänger des Zivilgeists zum offenen Vertreter einer gewaltsamen Ordnungsvision, die ihn als „Musterschüler des Umkehrprinzips“ nach dem von Walter Fanta diagnostizierten Verfahren einer „Totalinversion der Nebenfiguren“ erscheinen lässt,⁷⁵ sollte nach einer Aufstellung Musils von 1936 in Stumms seltsame Ruhe angesichts der militärischen Mobilisierung münden: Während Ulrich den General „in atemraubender Tätigkeit“ wähnt, hat dieser plötzlich „∞ viel Zeit.“ (M II/1/89) Die unendliche Muße, mit der er den Mann ohne Eigenschaften bei Kriegsausbruch überrascht, ist Teil einer nur scheinbar paradoxen Struktur, die Fanta recht subtil deudet hat:

„Stumms Funktion [...] am Ende des Romans besteht *nicht* in Geschäftigkeit. Dies verweist wieder auf die unpersönlichen Triebkräfte, die in der Geschichte walten. Am Ende muss sich herausstellen, dass unendlich viele, auch vermeintlich gegenläufige Kräfte, am Entstehen des ‚großen Ereignisses‘ gewirkt haben. Da es anbricht, ist auch nichts mehr dafür zu tun. [...] Die Untätigkeit des Generals in der letzten Einstellung, in der er im Roman gezeigt werden würde, ließe ihm die Aura von Unschuld, die während der gesamten Erzählung an ihm haftet. Der letzte Anblick, den der General böte, zeigte noch einmal seinen paradoxen Bezug zum Krieg: Kriegshysterie ist nicht Sache des Militärs, sondern des Zivilverstands. Auch darin liegt eine Umkehrung. Es lässt sich über das

74 Vgl. Pennisi, *Militär ohne Eigenschaften*, S. 197: „Stumm widmet sich seinen geistigen Tätigkeiten, wie Museums- und Theaterbesuch, oder besser Theaterzettel-Sammeln (vgl. MoE 344) nur solange er mit dem Militärdienst und dem Leben sehr unzufrieden ist. Wenn er den Gipfel seiner Karriere erreicht, brauch[t] er das alles nicht mehr und mit dem Bart, Zeichen seines Outsider-Seins innerhalb des Heeres, verzichtet er auch auf Museums- und Theaterbesuche.“

75 Walter Fanta: Aus dem apokryphen Finale des *Mann ohne Eigenschaften*. Die Totalinversion der Nebenfiguren. In: Musil an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Internationales Kolloquium Saarbrücken 2001. Herausgegeben von Marie-Louise Roth und Pierre Béhar. In Zusammenarbeit mit Annette Daigger. Berlin [u. a.]: Lang 2005. (= Musiliana. 10.) S. 225–250, hier S. 238.

Militär als gesellschaftliches Instrument nachdenken, das in Funktion treten muss, einfach weil es da ist und ‚stumm‘ sein Daseinsrecht einfordert.“⁷⁶

Nach getaner Arbeit des so unmilitärisch wirkenden Exponenten des Militärs bedarf es keiner weiteren Geschäftigkeit mehr, denn die sonst „mehrmals im Jahr“ stockende und stillstehende „Staatsmaschine“ Kakanians (MoE 34) „geht“ nun wie von selber „durch“ (MoE 1902; nach M II/2/15),⁷⁷ sodass ein Einzelner sie weder beschleunigen noch anhalten kann.

Die Rolle des Generals als „tätiges Werkzeug“ des kakanischen Militarismus bzw. als Vertreter der „auf den Krieg hinarbeitenden gesellschaftlichen Kräfte“ zeichnet sich freilich nicht erst in den Notizen zur Romanfortsetzung aus den mittleren Dreißigerjahren ab, wie Howald suggeriert,⁷⁸ sondern schon viel früher: Wie aus den oben zitierten Bemerkungen des Registers zum *Zwillingsschwester*-Projekt hervorgeht, wird Stumms Vorgängerfigur Rittmeister Horn bereits Mitte der Zwanzigerjahre als „Exekutor des herrschenden Gesellschaftsgeistes“, ja als „Normalmensch auf der Linie zum Verbrecher“ gekennzeichnet, der den beginnenden Krieg als Erlösung aus einem unerträglichen Friedenszustand freudig begrüßt (H 36/57). Entsprechende Andeutungen geben auch die fertiggestellten Teile des Romans spätestens bei einer zweiten Lektüre preis: So fordert Stumm bereits in der ersten Sitzung der Parallelaktion den „Ausbau“ von Artillerie und Marine und gibt in einer paradoxalen Wendung zu bedenken, „daß eine solche Maßnahme auch völkerversöhnend zu wirken vermöge und eine ausdrucksvolle Kundgebung friedlicher Gesinnung darstellen würde.“ (MoE 179–180) Während der kakanische General dergestalt für eine „volkstümliche Teilnahme an den Fragen des Heeres und seiner Bewaffnung“ plädiert, befällt seine zivile Zuhörerschaft eine ‚merkwürdige‘ Ahnung: „Die meisten der Anwesenden hatten anfangs den Eindruck gehabt, daß diese Rede nicht zu der eigentlichen Aufgabe ihres Beisammenseins passe, aber als sich der General akustisch immer weiter verbreitete, hörte sich das an wie der beruhigende Marschtritt geordneter Bataillone.“ (MoE 180) Diotimas Zofe Rachel, die am Schlüsselloch lauscht und nicht alles versteht, fasst die allgemein gehegte diffuse Empfindung al-

76 Ebenda, S. 239.

77 Vgl. auch M II/2/23, M II/7/114 sowie schon M VII/1/113 und M VII/12/13.

78 Howald, *Ästhetizismus*, S. 306. Vgl. dagegen Pennisi, *Militär ohne Eigenschaften*, S. 168, die darauf beharrt, „daß der General, der im II. Band und später in den ‚Nationen-Kapiteln‘ mit Arnheim hinter Diotimas Rücken komplottiert, während er die Aufrüstung und den Krieg vorbereitet, dieselbe Figur des ersten Bandes ist und keine Umwandlung derselben repräsentiert [...]. Die späte Aktivität des Generals klärt, rückblickend, alle seine Reflexionen auf“. Ähnlich argumentiert auch Honold, *Stadt und Krieg*, S. 345, der allerdings den Aspekt der „rückblickenden ‚Dämonisierung‘“ Stumms durch den Verweis auf „Indizien“ abschwächt, „die ihn schon von Beginn an von der Harmlosigkeit [?] der Rittmeister-Figur zu unterscheiden erlauben, Indizien, die gerade anhand seines Auftretens jene immanente Erzählung des Endes vorbereiten, die sich als Konklusion der Vorausdeutungen und Warnungen ergeben sollte“.



lerdings in die weniger ‚beruhigend‘ wirkende lapidare Feststellung: „Jetzt sprechen sie von Krieg!“ (MoE 180)

Stumm betreibt sein Plädoyer für eine Aufrüstung von Artillerie und Marine durchaus beharrlich, wobei er bei der erneuten Formulierung seines Vorschlags sogar merklich weniger euphemistisch „von einer etwa bevorstehenden Landesverteidigung“ spricht (MoE 585). Besonders interessant in diesem Zusammenhang ist der Umstand, dass Stumms Stellungnahme vom offenbar eingeweihten Arnheim (vgl. MoE 774–775) vorbereitet wird und zum Missvergnügen Leinsdorfs auch längst mit Tuzzi bzw. dem Außenministerium akkordiert erscheint (vgl. MoE 585–586). Der folgende Scherz des Generals über fehlende Zündhölzer bei einem etwaigen Kriegsausbruch, der offenbar die an diesen Machinationen unbeteiligten Gesprächsteilnehmer ablenken und beruhigen soll, kann den „bedrohliche[n] Ernst“ (MoE 586) der Situation nur mühsam übertünchen. Wenn Diotima daraufhin Stumms Aufrüstungspläne ent-rüstet ablehnt, weil man damit in Kakanien genau das täte, „was man Deutschland vorwirft“ (MoE 586), dann motiviert sie im Nachhinein Stumms Sorge angesichts ihres pazifistischen Engagements, die er gegenüber Ulrich schon relativ früh artikuliert hatte: „Und ich bin jetzt ehrlich besorgt, daß deine Kusine mit ihren Bestrebungen am Ende noch etwas anrichtet, das ihr sehr schaden kann, während ich ihr weniger helfen kann als je!“ (MoE 465) Wer genau hinhört, dem wird bereits an dieser Stelle die Sympathie für den tölpelhaften General ein wenig vergällt. Stumm selber verbirgt überdies zu keinem Zeitpunkt seine an Clausewitzens Diktum vom ‚Krieg als Fortführung der Politik mit anderen Mitteln‘ angelehnte, in der Formulierung aber noch verschärfte, ja ganz offen bellizistische „Überzeugung, daß der Krieg nichts ist wie die Fortsetzung des Friedens mit stärkeren Mitteln, eine kraftvolle Art der Ordnung, ohne die die Welt nicht mehr bestehen kann.“ (MoE 521) Er bestätigt später auch die von Ulrich vermuteten „gemeinsame[n] Interessen mit dem Arnheim an diesen Ölfeldern“ und gibt sich damit zögerlich als gewiefter Machtpolitiker zu erkennen, der sogar den preußischen Nabob ‚vorzuspannen‘ gedenkt, wie er jetzt erstaunlich offener formuliert (MoE 775). In Übereinstimmung mit seiner bisher so erfolgreichen Verschleierungstaktik verharmlost er etwa seine militärische Aufgabe während der Annexion Bosniens 1908 mithilfe einer schnurrigen Anekdote (MoE 775–776) und versucht gegenüber dem schließlich misstrauisch werdenden Ulrich zuletzt auch seinen politischen „Auftrag“ in der Parallelaktion als „Teilauftrag“ oder gar „Auftrager!“ herunterzuspielen: „Ich bin jetzt ein Rädchen. Ein Fädchen. Eine Amorette, in deren Köcher man nur noch einen einzigen Pfeil gelassen hat ...!“ (MoE 1131) In diesen verniedlichenden Worten steckt freilich wieder eine gehörige Portion Wahrheit, denn im modernen Staatsapparat kommt es genauso wenig wie im modernen Stellungskrieg auf ‚heroisches‘ Kämpfer- oder Soldatentum an, wie Musils soziologisch und militärwissenschaftlich versierter Erzähler weiß. Auf ungeahnte, weil höchst ironische Weise bewahrheitet sich unter der Hand die These von der zeitweiligen Sprachrohrfunktion des schelmischen Generals für den abwesenden Autor.

Aus den vorstehenden Überlegungen sollte insgesamt Folgendes ersichtlich werden: Die umsichtige literarische Gestaltung eines ‚zivilen Habitus‘ sowie das damit einhergehende tölpelhafte Auftreten des ‚unmilitärischen‘ Generals, der als Vertreter der ‚Pastoralmacht‘ im Romankontext eine figurale Verkörperung des ‚strukturellen Herrschaftsmodus‘ der Moderne darstellt, ermöglichen Stumm von Bordwehrs Funktion als ‚tätiges Werkzeug‘ des kakanischen Militarismus bzw. als Vertreter der ‚auf den Krieg hinarbeitenden gesellschaftlichen Kräfte‘. Mit dieser subtilen literarischen Habitusformung gelingt Musil nicht nur eine erzählerisch überzeugende Motivierung des geplanten romanesken Handlungsverlaufs, sondern zudem eine bestechende Analyse entscheidender sozialer Entwicklungstendenzen des 20. Jahrhunderts.

Literaturverzeichnis

Werke

MUSIL, ROBERT: Gesammelte Werke in neun Bänden. Herausgegeben von Adolf Frisé. Bd. 1–5: Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 6: Prosa und Stücke. Bd. 7: Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches. Bd. 8: Essays und Reden. Bd. 9: Kritik. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978. *[GW]*

MUSIL, ROBERT: Briefe. 1901–1942. Mit Briefen von Martha Musil [u. a.]. Herausgegeben von Adolf Frisé. Unter Mithilfe von Murray G. Hall. 2 Bände. Bd. 1: Briefe 1901–1942. Bd. 2: Kommentar und Register. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1981. *[Br]*

MUSIL, ROBERT: Tagebücher. Herausgegeben von Adolf Frisé. 2., neu durchgesehene und ergänzte Aufl. 2 Bände. Bd. 1: Text. Bd. 2: Anmerkungen, Anhang, Register. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1983. *[Tb]*

MUSIL, ROBERT: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. 2 Bände. Herausgegeben von Adolf Frisé. Neu durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1987. (= Rowohlt Jahrhundert. 1–2.) *[MoE]*

MUSIL, ROBERT: Klagenfurter Ausgabe. Kommentierte digitale Edition [DVD] sämtlicher Werke, Briefe und nachgelassener Schriften. Mit Transkriptionen und Faksimiles aller Handschriften. Herausgegeben von Walter Fanta, Klaus Amann und Karl Corino. Klagenfurt: Robert Musil-Institut der Universität Klagenfurt 2009. *[H/M]*



Literatur

BARTHES, ROLAND: Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen. In: R. B.: Das semiologische Abenteuer. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988. (= edition suhrkamp. 1441.) S. 102–143.

BÖHME, HARTMUT: Theoretische Probleme der Interpretation von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Der deutsche Roman im 20. Jahrhundert. Analysen zur Theorie und Soziologie des Romans. Herausgegeben von Manfred Brauneck. Bd. 1. Bamberg: Buchner 1976, S. 181–208.

BONACCHI, SILVIA: Die Gestalt der Dichtung. Der Einfluss der Gestalttheorie auf das Werk Robert Musils. Bern [u. a.]: Lang 1998. (= Musiliana. 4.)

BOURDIEU, PIERRE: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982. (= Suhrkamp Wissenschaft. Weisses Programm.)

BOURDIEU, PIERRE: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. (= edition suhrkamp. 1985.)

BOURDIEU, PIERRE: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999.

BOURDIEU, PIERRE: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Aus dem Französischen von Achim Russer. Unter Mitwirkung von Héléne Albagnac und Bernd Schwibs. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1695.)

BOURDIEU, PIERRE: Die männliche Herrschaft. Aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005.

BOURDIEU, PIERRE; BOLTANSKI, LUC; DE SAINT MARTIN, MONIQUE: Kapital und Bildungskapital. Reproduktionsstrategien im sozialen Wandel. In: P. B. [u. a.]: Titel und Stelle. Über Reproduktion sozialer Macht. Herausgegeben und aus dem Französischen übersetzt von Helmut Köhler [u. a.]. Frankfurt am Main: EVA 1981, S. 23–87.

CASTEX, ELISABETH: Militärischer und ziviler Geist. Zu Funktion und Entwicklung der Figur des Generals Stumm von Bordwehr in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Österreich in Geschichte und Literatur 21 (1977), S. 222–234.

CESARATTO, TODD: Politik durch Gefühlseinsatz: General Stumm von Bordwehr als unwahrscheinlicher Erlöser in *Der Mann ohne Eigenschaften*. In: Terror und Erlösung. Robert Musil und der Gewaltdiskurs der Zwischenkriegszeit. Herausgegeben von Hans Feger, Hans-Georg Pott und Norbert Christian Wolf. München: Fink 2009. (= Musil-Studien. 37.) S. 183–207.

CORINO, KARL: Robert Musil. Leben und Werk in Bildern und Texten. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1988.

CORINO, KARL: Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2003.

EISELE, ULF: Ulrichs Mutter ist *doch* ein Tintenfaß. Zur Literaturproblematik in Musils *Mann ohne Eigenschaften*. In: Robert Musil. Herausgegeben von Renate von Heydebrand. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1982. (= Wege der Forschung. 588.) S. 160–203.

FANTA, WALTER: Die Entstehungsgeschichte des *Mann ohne Eigenschaften* von Robert Musil. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 2000. (= Literatur in der Geschichte. Geschichte in der Literatur. 49.)

FANTA, WALTER: Aus dem apokryphen Finale des *Mann ohne Eigenschaften*. Die Totalinversion der Nebenfiguren. In: Musil an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Internationales Kolloquium Saarbrücken 2001. Herausgegeben von Marie-Louise Roth und Pierre Béhar. In Zusammenarbeit mit Annette Daigger. Berlin [u. a.]: Lang 2005. (= Musiliana. 10.) S. 225–250.

FOUCAULT, MICHEL: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Aus dem Französischen von Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.

FOUCAULT, MICHEL: Der Wille zum Wissen. Aus dem Französischen von Ulrich Raulf und Walter Seitter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977. (= Sexualität und Wahrheit. 1.)

FOUCAULT, MICHEL: Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Hubert L. Dreyfus; Paul Rabinow: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Mit einem Nachwort von und einem Interview mit Michel Foucault. Aus dem Amerikanischen von Claus Rath und Ulrich Raulff. 2. Aufl. Weinheim: Beltz; Athenäum 1994. (= Neue wissenschaftliche Bibliothek.) S. 243–250.

GRABES, HERBERT: Wie aus Sätzen Personen werden ... Über die Erforschung literarischer Figuren. In: *Poetica* 10 (1978), S. 405–428.

GREIMAS, ALGIRDAS J[ULIEN]: Die Struktur der Erzählaktanten. Versuch eines generativen Ansatzes. In: Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Herausgegeben von Jens Ihwe. Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft, II. Frankfurt am Main: Athenäum 1972. (= *Ars poetica*. Texte. 8.) S. 218–238.

GUILLÉN, CLAUDIO: Zur Frage der Begriffsbestimmung des Pikaresken. In: *Pikarische Welt*. Schriften zum europäischen Schelmenroman. Herausgegeben von Helmut Heidenreich. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1969. (= Wege der Forschung. 163.) S. 375–396.

GYMNICH, MARION: Konzepte literarischer Figuren und Figurencharakterisierung. In: *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Herausgegeben von Vera Nünning und



ANSGAR NÜNNING. Unter Mitarbeit von Nadyne Stritzke. Stuttgart; Weimar: Metzler 2004. (= Sammlung Metzler. 344.) S. 122–142.

HOCHSTÄTTER, DIETRICH: Sprache des Möglichen. Stilistischer Perspektivismus in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften*. Frankfurt am Main: Athenäum 1972. (= Gegenwart der Dichtung. 6.)

HOFFMEISTER, GERHART: Einleitung zu: Der moderne deutsche Schelmenroman. Interpretationen. Herausgegeben von G. H. Amsterdam: Rodopi 1986. (= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. 20.) S. 1–8.

HONOLD, ALEXANDER: Die Stadt und der Krieg. Raum- und Zeitkonstruktion in Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. München: Fink 1995. (= Musil-Studien. 25.) [Vorher: Berlin, Freie Univ., Diss. 1994.]

HONOLD, ALEXANDER: „Diese neue Eigenschaft der Trennbarkeit“. Eigennamen bei Robert Musil. In: *Poetica* 27 (1995), H. 1–2, S. 149–186.

HOWALD, STEFAN: Ästhetizismus und ästhetische Ideologiekritik. Untersuchungen zum Romanwerk Robert Musils. München: Fink 1984. (= Musil-Studien. 9.) [Vorher: Zürich, Univ., Diss. 1982.]

JACOBS, JÜRGEN: Der deutsche Schelmenroman. Eine Einführung. München; Zürich: Artemis 1983. (= Artemis-Einführungen. 5.)

JANNIDIS, FOTIS: Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Berlin; New York: de Gruyter 2004. (= Narratologia. 3.)

KOCH, THOMAS: Literarische Menschendarstellung. Studien zu ihrer Theorie und Praxis. (Retz, La Bruyère, Balzac, Flaubert, Proust, Lainé.) Tübingen: Stauffenburg 1991. (= Romanica et comparatistica. 18.)

KÜHN, DIETER: Analogie und Variation. Zur Analyse von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. Bonn: Bouvier 1965. (= Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur. 13.)

KUZMICS, HELMUT; HARING, SABINE A.: Habitus und Reform in der Habsburger Armee zwischen 1800 und 1918. In: *Reform – Reorganisation – Transformation. Zum Wandel in deutschen Streitkräften von den preußischen Heeresreformen bis zur Transformation der Bundeswehr*. Herausgegeben von Karl-Heinz Lutz, Martin Rink und Marcus von Salisch. München: Oldenbourg 2010, S. 107–128.

LEWIN, KURT: Untersuchungen zur Handlungs- und Affekt-Psychologie. II. Vorsatz, Wille und Bedürfnis. In: *Psychologische Forschung* 7 (1926), H. 4, S. 330–385.

LOTMAN, JURIJ M[ICHAILOWITSCH]: Die Struktur literarischer Texte. Aus dem Russischen von Rolf-Dietrich Keil. München: Fink 1972. (= Uni-Taschenbücher. 103.)

MARGOLIN, URI: The What, the When, and the How of Being a Character in Literary Narrative. In: *Style* 24 (1990), Nr. 3, S. 453–468.

MARTENS, GUNTHER: Beobachtungen der Moderne in Hermann Brochs *Die Schlafwandler* und Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften*. Rhetorische und narratologische Aspekte von Interdiskursivität. München: Fink 2006. (= Musil-Studien. 35.) [Vorher: Gent, Univ., Diss. 2003.]

MELLMANN, KATJA: Literatur als emotionale Attrappe. Eine evolutionspsychologische Lösung des ‚paradox of fiction‘. In: Heuristiken der Literaturwissenschaft. Disziplinexterne Perspektiven auf Literatur. Herausgegeben von Uta Klein, K. M. und Steffanie Metzger. Paderborn: Mentis 2006. (= Poetogenesis. 3.) S. 145–166.

MENGES, MARTIN: Abstrakte Welt und Eigenschaftslosigkeit. Eine Interpretation von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* unter dem Leitbegriff der Abstraktion. Frankfurt am Main; Bern: Lang 1982. (= Europäische Hochschulschriften. 1, 458.) [Vorher: Frankfurt am Main, Univ., Diss. 1980.]

PENNISI, FRANCESCA: Ein Militär ohne Eigenschaften. Entwürfe für eine Entstehungsgeschichte der Gestalt des Generals Stumm von Bordwehr mit besonderer Bezugnahme auf eine Gruppe unveröffentlichter Nachlaß-Texte. In: Musil-Forum 13 / 14 (1987 / 88), S. 167–207.

Vom wachsamen Michel, der dicken Berta und dem wehrhaften Kasper

Der nationale Habitus in Puppenspielen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs

Von Evelyn Zechner

1. Einführung in das Forschungsvorhaben

Im Zentrum dieses Beitrags stehen Kasper(l)stücke aus der Zeit des Ersten Weltkriegs von sechs deutschsprachigen Autoren, die insbesondere unter Bezugnahme auf die Ausführungen von Norbert Elias zur deutschen Staatsentwicklung und zum nationalen deutschen Habitus (enthalten vor allem in den *Studien über die Deutschen*¹, 1989) analysiert werden sollen. Zum Textcorpus zählen Adolf Völckers' *Kasperl im Krieg. Burleske mit Gesang in einem Aufzug*² (1914), Paul Wriedes Szenenfolge *Der feldgraue Kasper Putschenelle*³ (1915–1916 bzw. 1924), Felix Renkers *Kasperle im Weltkriege*⁴ (1918), Ernst Heinrich Bethges Stückesammlung *Seid ihr alle da? Kasperle feldgrau*⁵ (1918), Fritz Oberndorfers *Kasperls Kriegsdienst. Ein Spielheft*⁶

-
- 1 Norbert Elias: *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Herausgegeben von Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.
 - 2 Adolf Völckers: *Kasperl im Krieg. Burleske mit Gesang in einem Aufzug*. München: Höfling [1914]. (= Höflings Vereins- und Dilettanten-Theater. Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke f. d. Volksbühne. 110.) Im Folgenden als Fließtextzitat.
 - 3 Ich beziehe mich auf eine Edition der Szenen mit dem feldgrauen Kasper Putschenelle von Paul Wriede in: Joh[anne]s E. Rabe: *Kasper Putschenelle. Historisches über die Handpuppen und Hamburgische Kasperspiele. Mit handkoloriertem Titelbild und 18 Bildern im Text*. 2., sehr verm. Aufl. Hamburg: Quickborn 1924, S. 208–231. Im Folgenden als Fließtextzitat. Rabe berücksichtigt neben sechs ursprünglich 1915/1916 in der *Hamburger Woche* erschienenen Szenen Wriedes auch die später verfasste Episode „Kasper und der Amerikaner“ (vgl. ebenda, S. 232–234).
 - 4 Felix Renker: *Kasperle im Weltkriege. Vier lustige Stücke für das Kasperle-Theater*. Mühlhausen in Thüringen: Danner [1918]. (= *Kasperle-Theater*. 3.) Im Folgenden als Fließtextzitat.
 - 5 Ernst Heinrich Bethge: *Seid Ihr alle da? Kasperle feldgrau. Drollige Spiele für jung und alt*. Leipzig: Strauch [1918]. Im Folgenden als Fließtextzitat.
 - 6 Fritz Oberndorfer: *Kasperls Kriegsdienst. Ein Spielheft. Samt vier Stücken von Johannes Wurst & dreizehn Zeichnungen von Fritz Silberbauer*. Herausgegeben von Robert Michel. Graz und Leipzig: Leuschner & Lubensky's Universitäts-Buchhandlung 1917. Im Folgenden als Fließtextzitat.

(1917) sowie A. Rendlös' *Kasperl als Rekrut*⁷ (1921). Mit Fritz Oberndorfer ist neben fünf Deutschen auch ein Österreicher unter den Autoren vertreten. *Kasperls Kriegsdienst* wurde aufgrund darin enthaltener Hinweise auf einen nationalen deutschen wie auch auf einen österreichischen Habitus berücksichtigt. In manchen Szenen des österreichischen „Spielhefts“ tritt sogar ein expressis verbis „deutscher Kasperl“ auf. Generell ist in *Kasperls Kriegsdienst* eine Orientierung der Donaumonarchie am „starken Bruder“ Deutschland spürbar.

Gemeinhin ist vorauszuschicken, dass die ausgewählten Textzitate Tendenzen in den Puppenspielen spiegeln, die textintern stärker oder schwächer ausgeprägt sind. Mitunter sind kurze Stücke stark symbolisch fundiert und an der Figur des Kasper(l)s wie auch an anderen Charakteren ausgeprägte Habitusmerkmale der Zeit erkennbar, ebenso häufig sind es aber auch nur kleine Anteile der Puppenspiele, die in diese Richtung deutbar sind.

Um eine gute Basis für eine nähere Betrachtung und Analyse der Kasper(l)stücke zu schaffen, werde ich im Folgenden erst gerafft auf das Konzept des „nationalen Habitus“ am Beispiel der Deutschen und Charakteristika des deutschen Staatsbildungsprozesses bei Norbert Elias eingehen und daraufhin Hintergründe der Entstehung der ausgewählten Puppenspiele präsentieren.

2. Der „nationale Habitus“ am Beispiel der Deutschen bei Norbert Elias und Besonderheiten des deutschen Staatsbildungsprozesses

Zu Beginn seiner mit *Studien über die Deutschen* betitelten Textsammlung nennt der 1897 in Breslau geborene deutsch-jüdische Soziologe Norbert Elias als Entstehungsgrund für die enthaltenen Aufsätze „das Bemühen [...], mir selbst und jedem, der es hören will, verständlich zu machen, wie es zum Aufstieg des Nationalsozialismus und so auch zum Krieg, zu den Konzentrationslagern und zum Auseinanderbrechen des früheren Deutschland in zwei Staaten kam“; und in der Folge spezifiziert Elias sein Anliegen näher:

„Im Zentrum handelt es sich um den Versuch, Entwicklungen des nationalen Habitus der Deutschen herauszuarbeiten, die den Entzivilisierungsschub der Hitler-Epoche ermöglicht haben, und sie mit dem langfristigen deutschen Staatsbildungsprozeß in Zusammenhang zu bringen.“⁸

Gerade aufgrund der im 20. Jahrhundert so maßgeblich vom Nationalsozialismus geprägten deutschen Geschichte weist die Beschäftigung mit dem nationalen deutschen Habitus gemäß Elias in einen weitgehend tabuisierten Bereich.⁹ Die *Studien*

7 A. Rendlös: *Kasperl als Rekrut*. Berlin: Eduard Bloch [1921]. (= Eduard Blochs *Kasperl-Theater*. 16.) Im Folgenden als Fließtextzitat.

8 Elias, *Studien über die Deutschen*, S. 7.

9 Vgl. ebenda.



über die Deutschen im Speziellen erfuhren aufgrund eines zeitgeschichtlichen Faktors – ihrer Edition um die Zeit des Falls des Eisernen Vorhangs – in den Jahren danach eine durchaus starke Rezeption.¹⁰

Erklärungen, was genau Elias, der sich selbst mehr als „Menschenwissenschaftler“ denn als Soziologen sah,¹¹ im Speziellen unter dem Phänomen des „nationalen Habitus“ versteht, das er zuerst mit der später von ihm selbst in den *Studien über die Deutschen* als „vorwissenschaftlich“ beurteilten¹² Bezeichnung „Nationalcharakter“¹³ versteht, finden sich schon 1939 in der umfangreichen Studie *Über den Prozeß der Zivilisation*:

„Die gesellschaftlichen Einheiten, die wir Nationen nennen, unterscheiden sich in hohem Maße durch die Art ihrer Affekt-Ökonomie, durch die Schemata, nach denen das Affektleben des einzelnen unter dem Druck der institutionell gewordenen Tradition und der aktuellen Situation jeweils modelliert wird.“¹⁴

Bereits in diesem frühen Zitat bringt Elias gemäß Kuzmics/Axtmann zum Ausdruck,

„daß der ‚Nationalcharakter‘ bzw. später der ‚nationale Habitus‘ auf der Ebene der relativ dauerhaften Prägung von Gefühlen bzw. Affekten gefaßt werden muß, mehr noch: im ganzen ‚Affekthaushalt‘ der Angehörigen von ‚Nationen‘, zu denen Völker im Zuge von Staatsbildungsprozessen in einer bestimmten Phase geworden sind“¹⁵.

Neben staatlichen und institutionellen Makroprozessen können sich somit auch „innere“, psychische Faktoren der Affektmodellierung als unerwartet stabil erweisen. Die Entwicklungsphase staatlicher Gebilde, in der es zu einer Herausbildung

10 Vgl. Annette Treibel: Die Soziologie von Norbert Elias. Eine Einführung in ihre Geschichte, Systematik und Perspektiven. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2008. (= Hagerer Studententexte zur Soziologie.) S. 12.

11 Vgl. als Überblick Hermann Korte: Über Norbert Elias. Das Werden eines Menschenwissenschaftlers. Opladen: Leske & Budrich 1997.

12 Vgl. Helmut Kuzmics (in Zusammenarbeit mit Reinhard Blomert und Annette Treibel): Einleitung. In: Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus. Herausgegeben von R. B., H. K. und A. T. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1073.) S. 7–41, hier S. 13.

13 Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 158.) S. 126.

14 Ebenda, S. 129.

15 Helmut Kuzmics und Roland Axtmann: Autorität, Staat und Nationalcharakter. Der Zivilisationsprozeß in Österreich und England 1700–1900. Opladen: Leske & Budrich 2000. (= Schriften zur Zivilisations- und Prozesstheorie. 2.) S. 6.

eines Nationalcharakters nach heutigem Verständnis kommt, ist dabei jene des neuzeitlichen Staates.¹⁶

Im Besonderen präsentiert Elias schon in *Über den Prozeß der Zivilisation* die These, dass sich „Nationalcharaktere“ aus „Sozialcharakteren“ entwickeln.¹⁷ In diesem Sinne kann der Nationalcharakter des Franzosen partiell durch den Sozialcharakter des Höflings, jener des Preußen-Deutschen durch den Sozialcharakter des Militärs geprägt sein.¹⁸ Später spricht Elias in *Die Gesellschaft der Individuen* (1987) von einem „sozialen Habitus“, der von der jeweiligen Organisationsgestaltung eines sozialen Verbandes, unter Berücksichtigung der üblichen „Stufen und Muster[] der individuellen Selbstregulierung“, „geprägt“ ist.¹⁹

In den *Studien über die Deutschen* formuliert Elias, nun die Begriffe „national“ und „Habitus“ verbindend, dass der „nationale Habitus eines Volkes nicht ein für allemal biologisch fixiert“, sondern „vielmehr aufs engste mit dem jeweiligen Staatsbildungsprozess verknüpft“ ist.²⁰ Die Herausbildung eines nationalen deutschen Habitus sieht er dementsprechend in direkter Verbindung mit den Charakteristika des deutschen Staatsbildungsprozesses.

Einige wesentliche Merkmale, die Elias dem deutschen Staatsbildungsprozess zuschreibt, seien an dieser Stelle zusammengefasst. Hierzu zählen insbesondere²¹:

- die spezifische, jahrhundertelange Figuration der germanisch-, später deutschsprachigen, der latinisierten und der slawischen Völkergruppen, innerhalb derer immer wieder Expansionen angestrebt wurden und Deutschland vor allem aufgrund seiner Mittellage ein ständiger Verlust von Teilgebieten drohte;
- das „Leben im Schatten einer größeren Vergangenheit“²² mit dem deutschen Kaiserreich des Mittelalters als Symbol für die verlorene Größe; zugleich aber auch der bereits in der mittelalterlichen Stufe des deutschen Staatsbildungsprozesses einsetzende Zerfall der Zentralgewalt mit einer Verlagerung der Macht aus der

16 Vgl. Kuzmics/Axtmann, *Autorität, Staat und Nationalcharakter*, S. 2 sowie Kuzmics (in Zusammenarbeit mit Blomert und Treibel), *Einleitung*, S. 13.

17 Vgl. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation*, S. 126.

18 Vgl. Kuzmics/Axtmann, *Autorität, Staat, Nationalcharakter*, S. 2.

19 Norbert Elias: *Die Gesellschaft der Individuen*. Herausgegeben von Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987, S. 241 bzw. S. 243.

20 Elias, *Studien über die Deutschen*, S. 8.

21 Die folgende geraffte Zusammenschau orientiert sich an Elias' Ausführungen in der „Einleitung“ der *Studien über die Deutschen*. Vgl. Norbert Elias: *Einleitung*. In: N. E., *Studien über die Deutschen*, S. 7–29.

22 Ebenda, S. 11.



Hand der Kaiser in jene der Landesfürsten (im Gegensatz zu der zunehmenden Zentralisierung in anderen europäischen Ländern);

- das wiederholte Erlebnis eines vehementen Vorgehens nicht-deutscher Staaten im Falle einer Schwäche des Reiches in der Mitte, wobei etwa die katastrophalen Kriege des 17. Jahrhunderts im Habitus der Deutschen langfristige Spuren hinterließen;
- die allgemeine Tendenz zu Diskontinuitäten und Brüchen im Verlauf des deutschen Staatsbildungsprozesses;
- die bedrückende körperliche Unsicherheit und das eingeschränkte Selbstwertgefühl der betroffenen Menschen, die letztlich unter anderem zum Wunsch nach Rache an den Urhebern der misslichen Situation führten (als Folge der bisher genannten Merkmale);
- eine Besonderheit in der Entwicklung des Bürgertums: nach einem starken Gegensatz zwischen den dem humanistischen Ideal der Klassik anhängenden bürgerlichen und den höfisch-aristokratischen Schichten im 18. Jahrhundert existierten ab dem 19. Jahrhundert ein idealistisch-liberales und ein konservativ-nationalistisches Lager, die jeweils eine Einigung Deutschlands anstrebten, parallel innerhalb der bürgerlichen Politik; letztlich gelang diese mit Preußens König Wilhelm I. einem Adligen auf militärischem Wege mit dem Sieg von 1871 über Frankreich, was die Position des Kriegs- und Beamtenadels als höchstrangierender Schicht der Gesellschaft stärkte und große Teile des deutschen Bürgertums dazu brachte, sich in den Militärstaat einzufügen. Infolgedessen trat in Deutschland eine spezielle Form des bürgerlichen Menschen in Erscheinung: ein solcher, der Modelle und Normen des Militäradels zu seinem Eigen machte, den klassischen bürgerlichen Idealismus ablehnte und stattdessen einen „Scheinrealismus der Macht“²³ vorzog (dies während in anderen Ländern Europas zeitgleich weiterhin viel stärker humanistische Traditionen im Bürgertum vorherrschten);
- eine generelle Idealisierung und Hochbewertung militärischer Haltungen und kriegischer Aktionen innerhalb der deutschen Gesellschaft des 19. wie auch des beginnenden 20. Jahrhunderts; während beispielsweise die ursprünglich gesamteuropäische Einrichtung Duell mit zunehmender Etablierung des Bürgertums in anderen Ländern an Einfluss verlor, wurde sie in Deutschland zum „Sinnbild bestimmter menschlicher Haltungen, einer gesellschaftlich geregelten Pflege der Gewalttätigkeit“ und „brachte die Gewöhnung an eine streng hierarchische Ordnung mit sich, also an eine Betonung der Ungleichheit zwischen den Menschen“²⁴.

23 Ebenda, S. 23.

24 Ebenda, S. 27. Gemäß Elias „behielt, besonders in Preußen und Österreich, der Ehrenkanon der Krieger und so auch der Zwang zum privaten Zweikampf als Zeichen der Zugehörigkeit

Wie sich Besonderheiten des deutschen Staatsbildungsprozesses in der Literatur der jeweiligen Zeit niederschlugen und wie die von deutschen Literaten produzierten Texte in der Folge zu konkreten Quellen soziologischen Wissens werden können, reflektiert Elias wiederholt in seinem Werk.²⁵ Der Literatur als solcher schreibt der ‚literaturfreundliche[]‘ Soziologe²⁶ durchaus eine soziologische Relevanz zu. Als eine Randerscheinung des Literatur- und Theaterbetriebs im Ersten Weltkrieg im deutschsprachigen Raum, die durchaus auch von soziologischem Interesse sein kann, erscheinen Kasper(l)stücke, die auf ihre Weise ein sehr spezielles, vielschichtiges Bild vom Großen Krieg transportieren.

3. Das Entstehungsmilieu der Kasper(l)stücke – Autoren, Publikationen, Aufführungen

Gemein ist den Autoren der hier behandelten Puppenspiele die Herkunft aus dem bescheideneren bürgerlichen Milieu. Eine Ausnahme könnte jene Person darstellen, die ihr kurzes Stück *Kasperl als Rekrut* unter dem wohl fingierten Namen A. Rendlös²⁷ publizierte und deren reale Existenz den biographischen Recherchen verborgen blieb. Der Umstand, dass die kleine Zahl der unter diesem Namen erschienenen und bis heute erhaltenen Texte allesamt in einer Reihe des Verlags Eduard Bloch, Berlin, ihre Veröffentlichung erfuhren, lässt hinter dem Pseudonym A. Rendlös aber

zu den Schichten, die ‚Ehre‘ besaßen, zu den etablierten Schichten, seine entscheidende Rolle bis ins 20. Jahrhundert hinein“ (ebenda, S. 68).

- 25 Für die Ende der 1980er-Jahre erschienene Studiensammlung sei exemplarisch der Anhang „Kriegsbejahende Literatur der Weimarer Republik (Ernst Jünger)“ (ebenda, S. 274–281) erwähnt. Elias behandelt darin etwa den Zusammenhang zwischen der für die Entwicklung des deutschen Nationalstolzes katastrophalen Niederlage des Ersten Weltkriegs und den nach Kriegsende entstehenden kriegsverherrlichenden Schriften der konservativen Revolutionäre.
- 26 Helmut Kuzmics und Gerald Mozetič: *Literatur als Soziologie. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Konstanz: UVK 2003. (= Theorie und Methode: Sozialwissenschaften.) S. 297.
- 27 Bei dem angeführten Autornamen handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit entweder um ein Anonym des realen Familiennamens oder um den in gestürzter Buchstabenfolge wiedergegebenen Begriff „Söldner“. Die Suche in aktuellen deutschen Online-Telefonbüchern nach Personen mit Familiennamen „Rendlös“ brachte keine Ergebnisse. Auf die rückwärts zu lesende Buchstabenreihe greifen jedoch heute Online-Rollenspieler bei der Wahl ihrer Pseudonyme zurück (siehe etwa Spielerverzeichnis des Pen-and-Paper-Rollenspiels „Das Schwarze Auge Online“. Online: <http://www.dsa-online.ch> [Stand 2010-09-14]). Die sich im Falle eines bewusst mit kriegerischen Anklängen ausgestatteten Pseudonyms und des späten Publikationszeitpunkts dieses soldatischen Kasperlstücks im Jahr 1921 aufdrängenden Mutmaßungen über eine Nähe des Autors zu den paramilitärischen Freikorps, die in der Weimarer Republik als selbst ermächtigte „Söldner ohne Sold“ (Dominique Venner: *Söldner ohne Sold. Die deutschen Freikorps 1918–1923*. Aus dem Französischen von Alfred Baumgartner [u. a.]. Wien; Berlin: Neff 1974.) den militärischen Geist der Vergangenheit in gesteigerter Form aufrecht hielten, erweisen sich als äußerst gewagt.



jedenfalls einen Deutschen bzw. – was weniger wahrscheinlich ist – eine Deutsche vermuten.

Der Pädagoge Ernst Heinrich Bethge (1878–1944) verbrachte die Kriegsjahre als Sanitäter beim Landsturm. Die Publikationen des Schriftstellers kennzeichnet allgemein ein moralischer oder politisch-erzieherischer Anspruch, insbesondere in der Kaiserzeit und im Ersten Weltkrieg ferner ein konservativ-militaristischer Duktus²⁸: „[B]is zum bitteren Ende“ verbreitete der ungemein produktive Schriftsteller über verschiedene Medien den „Geist der nationalen Aufbruchsstimmung“²⁹.

Der vom Militärdienst wegen Mindermaßes freigestellte Felix Renker (1867–1935), seines Zeichens gelernter Buchbinder, in manchen Lebensphasen freier Schriftsteller, war während der Kriegszeit in einem Dresdner Postamt als Beamtenvertreter tätig. Im Auftrag verschiedener Verlage (wie Danner, Mühlhausen in Thüringen, und Teich, Berlin) verfasste Renker patriotische Volksstücke. Die dramatischen Vereine, in denen er als Mitglied oder sogar Leiter tätig war, stellten sich in den Dienst der Kriegswohlfahrt und spielten beispielsweise in Lazaretten.³⁰

Paul Wriede (1870–1926), ursprünglich Hamburger Kaufmann,³¹ führte den „Quickborn, Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur“ durch die krisenhaften Weltkriegsjahre. Obwohl er sich um eine Abgrenzung von der allgemein aufkommenden nationalen Euphorie bemühte, sah er zu dieser Zeit auch eine patriotische Aufgabe der Vereinigung.³² Auf vielfältige Weise stiftete er Kontakte

28 Vgl. Robert Peiser: Ernst Heinrich Bethge. 1878–1944. In: Schulreform – Kontinuitäten und Brüche. Das Versuchsfeld Berlin-Neukölln. Herausgegeben von Gerd Radde. Bd. 2: 1945–1972. Opladen: Leske & Budrich 1993, S. 183–185, hier S. 183.

29 Gina Weinkauff: Ernst Heinrich Bethges Ästhetik der Akklamation. Wandlungen eines Laienspielautors in Kaiserreich, Weimarer Republik und NS-Deutschland. Frankfurt am Main: Nold 1992. [Vorher: Frankfurt am Main, Univ., Diss. 1992.] S. 11. Weinkauff erwähnt Bethge als Herausgeber von Kriegsvortragsbüchern mit für die Inszenierung an der „Heimatfront“ vorgesehenen Texten, weiters als Editor der Reihen „Jungwehribühne“ (Danner, Mühlhausen in Thüringen) und „Jugendvereinsbühne“ (Strauch, Leipzig). In zahlreichen Laienspielen polemisiert der Schriftsteller dabei entweder schwankhaft gegen die Kriegsmüdigkeit der Bevölkerung oder präsentiert beispielhaft Frontgeist und Heldentum.

30 Vgl. Ingrid Bigler: Renker, Felix. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches-bibliographisches Handbuch. Begründet von Wilhelm Kosch. 3., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 12: Plachetka – Rilke. Herausgegeben von Heinz Rupp (Mittelalter) und Carl Ludwig Lang (Neuzeit). Bern; Stuttgart: Francke 1990, Sp. 1001, sowie Felix Renker: Felix Renker, ein volkstümlicher Bühnenschriftsteller [Autobiographie]. Mit einem Verzeichnis der sämtlichen Werke und einem Bilde Renkers. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Bernhard Rost. Dresden: Günther 1917, S. 49, S. 100 und S. 119.

31 Vgl. Peter Hansen: Paul Wriede. In: P. H.: Plattdeutsche Bibliographie Biographie (PBuB). Die plattdeutschen Autoren und ihre Werke. Online: <http://www.ins-db.de/autor-werke.php?ID=126&START=1&ORD=JAHR> [Stand 2010-09-14].

32 Vgl. Franz Schüppen: Literatur aus Westfalen in den Anfängen des Quickborn (1904–1932). In: Dat 's ditmal allens, wat ik weten do, op 'n anner Mal mehr. 100 Jahre Quickborn. Ver-

zwischen dem „Quickborn“ und den Soldaten des Kriegs.³³ Die von Wriede für Lazarettunterhaltungen der Vereinigung „Quickborn“ verfasste plattdeutsche Szenenfolge *Der feldgraue Kasper Putschenelle* erschien in verschiedenen Ausgaben der *Hamburger Woche* der Jahre 1915 und 1916; dass es der *Kasper Putschenelle* bis ins „Felde“, nach Belgien, Nordfrankreich und Russland schaffte, belegen Zeitungsausschnitte.³⁴

Regieanweisungen im Stück verweisen darauf, dass der im Raum Frankfurt ansässige Architekt Adolf Völckers (1859–1919),³⁵ über dessen Leben wenig bekannt ist, seinen *Kasperl im Krieg* jedenfalls für die Aufführung konzipierte.³⁶

Der k. u. k. Beamte Fritz Oberndorfer (i. e. Friedrich Oberndorfer, 1878–1969) ist einerseits der einzige Österreicher unter den Autoren, zugleich der einzige höhere Militär. Im Ersten Weltkrieg konnte Oberndorfer krankheitsbedingt nur kurzzeitig in der k. u. k. Armee dienen, statt seiner selbst schickte er, wie er in *Kasperls Kriegsdienst* formuliert, den Lustigmacher in den Krieg (vgl. Oberndorfer, S. 4). Während der Krisenzeit leitete der Leutnant a. D. das Referat der Kartoffelversorgung im Landeswirtschaftsamt 2 der k. k. steiermärkischen Statthalterei.³⁷ Der Dichter Oberndorfer erhielt im November 1917 vom k. u. k. Kriegspressequartier in Wien³⁸ den

einigung für niederdeutsche Sprache und Literatur e. V., Hamburg. Festschrift. Herausgegeben von Friedrich W. Michelsen, Wolfgang Müns und Dirk Römmer unter Mitarbeit von Jürgen Meier. Hamburg: Quickborn 2004. (= Quickborn-Bücher. 93–94.) S. 13–41, hier S. 27.

- 33 Vgl. F[riedrich] W. Michelsen und D[irk] Römmer: Die Entstehungsgeschichte der Vereinigung. 1999. Online: <http://www.threms.de/Quickborn/gruendung.htm> [Stand 2010-09-14]. Bände der seit 1913 veröffentlichten Reihe „Quickborn-Bücher“ wurden an die Front und in Lazarette geschickt; als Unterhaltungsblatt für Soldaten gründete Wriede zudem 1915 die Halbjahresschrift *Plattdüütsch Land un Waterkant*.
- 34 Vgl. [Anonym]: Kasper Putschenelle. In: *Hamburger Nachrichten* vom 9.8.1915, Sonderausgabe, [o. S.]; [Anonym]: Ein Brief aus dem Schützengraben von Kasper Putschenelle. In: *Hamburger Woche*, Nr. 34 vom 25.8.1915, [o. S.].
- 35 Vgl. Ingrid Bigler-Marschall: Völckers, Adolf. In: *Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches-bibliographisches Handbuch*. Begründet von Wilhelm Kosch. Fortgeführt von Carl Ludwig Lang. 3., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 26: Völckel – Wagner. Herausgegeben von Hubert Herkommer (Mittelalter) und Konrad Feilchenfeldt (ca. 1500 bis zur Gegenwart). Zürich; München: Saur 2006, Sp. 2.
- 36 Völckers markiert die zu betonenden Wörter durch französische Anführungszeichen (siehe editorische Anmerkung des Autors in: Völckers, S. 2).
- 37 Vgl. Evelyn Zechner: Fritz Oberndorfer. In: *Stichwörter zur oberösterreichischen Literaturgeschichte*. Herausgegeben vom StifterHaus – Zentrum für Literatur und Sprache in Oberösterreich. Online: http://www.stifter-haus.at/lib/publication_read.php?articleID=179 [Stand 2010-09-14].
- 38 Das k. u. k. Kriegspressequartier leitete die Bemühungen um ein Fronttheater als einzige Behörde in Österreich-Ungarn und kümmerte sich dabei insbesondere um die Versorgung der Deutsch-Österreicher an der Vielvölkerfront, wobei der Betrieb der österreichischen Fronttheater erst ab 1917 richtig ins Laufen kam. Die Einrichtung einer Prüfungskommis-



Auftrag, 1000 Exemplare von *Kasperls Kriegsdienst* für das Fronttheater zu drucken; Monate später wurde er aufgefordert, an die Ostfront zu fahren und Soldaten zum Spiel anzuleiten.³⁹ Ob er dieser Aufforderung tatsächlich Folge leistete, konnte nicht eruiert werden. Mit oder ohne Oberndorfer, der sich übrigens nach Kriegsende als Deutschnationaler präsentierte,⁴⁰ trat der Spaßmacher im Ersten Weltkrieg an den Fronten der Donaumonarchie auf (Abb. 1).



Abb. 1: Ruhepause in einem Kasperltheater in einem Unterstand an der österreichischen Front an der Brenta

sion, die eine strenge Auslese traf, begründete nicht zuletzt das hervorragende Niveau dieser Theater. Vgl. Geerte Murmann: *Komödianten für den Krieg. Deutsches und alliiertes Fronttheater*. Düsseldorf: Droste 1992, S. 49–50.

39 Siehe K. u. k. Kriegspressequartier: Brief an Fritz Oberndorfer vom 6.11.1917. In: Teilnachlass Fritz Oberndorfer, Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich; K. u. k. Kriegspressequartier: Brief an Fritz Oberndorfer vom 23.2.1918. In: Teilnachlass Fritz Oberndorfer, Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich.

40 Von Oberndorfers deutschnationaler Gesinnung zeugt beispielsweise sein mit „Ein deutscher Steiermärker“ signiertes Gedicht *Schmerz und Hoffnung. Jänner 1919* in: *Tagespost* (Graz), Nr. 32 vom 2.2.1919, S. 6. Außerdem fließt sie auch in seine Vortragstätigkeit ein – siehe etwa: [Anonym]: *Der Baum auf der Walserheide. Vortrag über den Baum der Prophezeiung*. In: *Neues Grazer Tagblatt*, Nr. 596 vom 27.11.1927, S. 8.

4. Kollektivsymbolik in den Kasper(l)stücken des Ersten Weltkriegs – Nationale Symbole und Allegorien

Besonders ausführlich beschäftigt sich Norbert Elias in seinem „Exkurs über Nationalismus“ aus den *Studien über die Deutschen* mit den Grundbedingungen für die Entwicklung jenes nationalen deutschen Habitus, wie er dann zu Beginn des 20. Jahrhunderts wirksam wurde. Eben dort präsentiert der Soziologe eine allgemeine Entwicklungstendenz von humanistischen zu nationalistischen Mittelklasse-Eliten als für das Gros der europäischen Länder in der Zeit vom 18. bis 20. Jahrhundert geltend, wobei ihm zufolge

„eine Verschiebung der Priorität von humanistischen, moralischen Idealen und Werten, die für Menschen überhaupt galten, zu nationalistischen Wertungen, die das Idealbild des eigenen Landes und der eigenen Nation über allgemeinhumane und moralische Ideale erhoben“⁴¹,

stattfand. Zum neuen Kern des Wir-Bildes und Wir-Ideals wurde ein rückwärtsge wandtes Bild der nationalen Tradition.⁴²

Die nun betriebene Politik war Sache eines Kollektivs, dessen Angehörige sich aufgrund der Größe und der Einwohnerzahl der staatlichen Gebilde nicht mehr kennen konnten. Der emotionale Zusammenhalt musste in der Folge anders begründet werden als durch die bisherige gefühlsmäßige Bindung der Menschen an eine souveräne Person. Emotionale Bindungen wurden stärker auf eine symbolische Ebene verlagert, Symbole des Kollektivs identitätsstiftend. Insbesondere solange das allgemeine Bildungsniveau als eher niedrig einzustufen war, handelte es sich hierbei um gemeinsame Symbole, die keiner faktischen Erklärungen bedurften und als absolute Werte angesehen wurden und die es innerhalb des souveränen Kollektivs nicht zu hinterfragen galt.⁴³ Als Beispiel für diese häufig mit einem besonderen Nimbus behafteten Symbole nennt Elias „Wortsymbole“, die „emotionale Strahlkraft“ besitzen und „dem Kollektiv, das sie repräsentieren, die [eben genannten, Anm. d. Verf.] numinosen Qualitäten“ verleihen.⁴⁴ Die Namen der Nationalstaaten selbst wurden etwa mitsamt ihren Derivaten von den dort heimischen Menschen ehrfürchtig, gleichsam wie heilige Ausdrücke, benutzt.

In *Kasperl im Krieg*, der „Burleske mit Gesang in einem Aufzug“ von Adolf Völckers, springt der Titelheld, „die Pritsche schwingend“ (Völckers, S. 5),⁴⁵ auf die Bühne und verkündet lautstark:

41 Elias, *Studien über die Deutschen*, S. 174.

42 Vgl. ebenda, S. 175.

43 Vgl. ebenda, S. 189–190.

44 Ebenda, S. 191.

45 Der Kasper(l) der Kriegsstücke ist meist mit einem seit den Lustigmachern des Altwiener Spaßtheaters typischen Utensil – der Holzpritsche – ausgestattet. Hierbei handelt es sich



„Hurra, endlich« is »Krieg!« Es hat mir schon »viel zu lang gedauert!« Das »ewige Hinundher: Krieg – kein Krieg!« war ja »nimmer zum Aushalten!« Aber »wie unser Deutschland aufg'standen ist« – wie »ein« Mann! »Grad« wie »anno 1813« und »1870!«^[!] (Völckers, S. 5)

Das Wort „Deutschland“ ist hier – um mit Elias zu sprechen – „verbales Symbol einer kollektiven Wesenheit mit numinosen Qualitäten“⁴⁶. In der durch die Beistellung des Possessivpronomens besonders pathetisch und innig wirkenden Wendung „unser Deutschland“ schwingt die starke Identifikation mit dem eigenen Herkunftsland in der Kriegszeit mit. Die Nennung der für das nationale Selbstverständnis und den deutschen Nationalstolz wichtigen Eckdaten 1813 (Völkerschlacht bei Leipzig⁴⁷) und 1870 (Schlacht bei Sedan⁴⁸) können als integraler Bestandteil des identitätsstiftenden, rückwärtsgewandten Bilds der nationalen Tradition begriffen werden. Beide Ereignisse erweisen sich als wichtige Bezugspunkte des nationalen Selbstverständnisses der Deutschen im beginnenden 20. Jahrhundert. Aufgerufen wird dabei das Bild eines Deutschlands, das sich im vergangenen Jahrhundert wie-

um „einen gespaltenen Stab, dessen Schläge besonders laut klingen“ (Olaf Bernstengel: Kasper & Co. Ein Stichwort-Lexikon. In: „Die Gattung leidet tausend Varietäten.“ Beiträge zur Geschichte der lustigen Figur im Puppenspiel. Herausgegeben von O. B., Gerd Taube und Gina Weinkauff. Frankfurt am Main: Nold 1994, S. 173–194, hier S. 181). Im Umgang mit den Waffen des Krieges, etwa mit Handgranaten, stellt sich die Lustige Figur dagegen wenig geschickt an.

46 Elias, Studien über die Deutschen, S. 191.

47 Nach der vernichtenden preußisch-sächsischen Niederlage von 1806/1807 gegen Napoleons Armee wurde ein Einheit stiftender Nationalmythos geschaffen, die Freiheitskriege zur „Heldenzeit“ erklärt. Von 16. bis 19. Oktober 1813 wurde Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig, der wichtigsten kriegerischen Auseinandersetzung der Befreiungskriege, von Truppen der Koalition (Preußen, Österreich, Russland, Schweden, Großbritannien) geschlagen, was zum Zusammenbruch des napoleonischen Systems und in der Folge zur Befreiung Deutschlands, Hollands und Oberitaliens führte. Vgl. Karen Hagemann: Heldenmütter, Kriegerbräute und Amazonen. Entwürfe „patriotischer“ Weiblichkeit zur Zeit der Freiheitskriege. In: Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Ute Frevert. Stuttgart: Klett-Cotta 1997. (= Industrielle Welt. 58.) S. 174–200, hier S. 174; dtv-Atlas Weltgeschichte. Herausgegeben von Hermann Kinder, Werner Hilgemann und Manfred Hergt. Bd. 2: Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart. 38., von Manfred Hergt überarb. und erw. Aufl. München: dtv 2005, S. 315.

48 Die Jahreszahl 1870 spielt auf den Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 an, aus dem das unter der Führung von Preußen stehende Deutschland letztlich siegreich und geeint hervorging. Am 1. und 2. September 1870 fand die Schlacht bei Sedan statt, die mit der französischen Kapitulation und der Gefangennahme des französischen Kaisers Napoleon III. endete. Mit Sedan wurde zugleich die Basis für Deutschlands Aufstieg zur europäischen Führungsmacht begründet. Der kriegsentscheidende 2. September wurde als Sedantag noch im selben Jahr zum inoffiziellen Nationalfeiertag der Deutschen erklärt. Vgl. Dennis E. Showalter: Das Gesicht des modernen Krieges. Sedan, I. und 2. September 1870. In: Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai. Herausgegeben von Stig Förster, Markus Pöhlmann und Dierk Walter. München: Beck 2001, S. 230–247, hier S. 230 und S. 247; dtv-Atlas Weltgeschichte, S. 349; Hans Hattenauer: Deutsche Nationalsymbole. Geschichte und Bedeutung. 4., vollständig überarb. Aufl. München: Olzog 2006, S. 162.

derholt gegen seinen Erzfeind Frankreich erhoben hatte und letztlich mit seinen Bemühungen erfolgreich war.⁴⁹

Die Begriffswahl „wie »ein« Mann“ birgt einerseits einen direkten Hinweis auf das Ideal der Geschlossenheit aller Deutschen in der Kriegszeit, ausgedrückt durch die Betonung auf dem Zahlpronomen. Ferner versteckt sich dahinter durch die kaum zufällige Wahl des Substantivs „Mann“ eine Bezugnahme auf die Hegemonie der Nation, die im Bewusstsein der Menschen im Verlauf des 19. Jahrhunderts von den Repräsentanten eines hegemonialen militanten Männlichkeitsmodells⁵⁰, eines Ideals des patriotisch-wehrhaften Mannes, erreicht wurde. Gerhard/Link gehen für das endende 19. Jahrhundert von einem meist als männlich imaginierten Deutschland aus, wobei „die Symbolisierung des deutschen Nationalcharakters als ‚männlich‘ [...] durch das Bild des soldatischen Mannes noch erweitert“⁵¹ wurde.

Wenn sich ein Angehöriger eines Nationalstaats im 20. Jahrhundert durch ein Derivat seines Landesnamens charakterisiert, so ist das für Elias mehr als nur eine Aussage über Herkunftsland oder Staatszugehörigkeit, vielmehr sieht er sie als direkten Verweis auf die Nation und deren Wertesystem.⁵² Dies bringt auch der Kasper(l) unmissverständlich zum Ausdruck, wenn er in den Puppenspielen des Ersten Welt-

49 Ernst Heinrich Bethge lässt seinen Kasperl einmal, als dieser eine Disziplinierungsmaßnahme des Unteroffiziers fürchtet, den Ausruf tätigen: „Jetzt bin ich verloren wie die Schlacht bei Sedan. Jetzt hilft mir keine Macht der Welt mehr.“ (Bethge, S. 6).

50 Vgl. Wolfgang Schmale: *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000)*. Wien; Köln; Weimar: Böhlau 2003, S. 195–197. Zur Begriffsklärung von „hegemonial“: „hegemonial“ impliziert, dass das Männlichkeitskonzept auf unveränderlichen Faktoren beruht, wobei diese von der herrschenden Schicht oder Klasse über die gesellschaftlich entscheidenden Kommunikationskanäle verbreitet werden. Hegemoniale Männlichkeit hat als zentrale symbolische Stütze ein kulturelles Deutungsmuster, das eine physiologisch fundierte Geschlechterdifferenz betont. Jedoch strukturiert sie nicht nur die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern, sondern auch – über Ausgrenzungen und Abwertungen – jene zwischen etablierten und nicht dem Modell entsprechenden, untergeordneten Formen der Männlichkeit. Vgl. ebenda, S. 152–153 und Michael Meuser: *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. 2., überarb. und aktual. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2006, S. 102–105. Gerade in der Kriegszeit zogen die Vertreter des gängigen Männlichkeitsideals besonders harsche Abgrenzungen zu jenen, die nicht den üblichen Anforderungen von Mannesehre und Mannesstolz entsprachen. Diese wurden häufig als unmännlich oder weibisch abgewertet.

51 Ute Gerhard und Jürgen Link: Zum Anteil der Kollektivsymbolik an den Nationalstereotypen. In: *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität*. Herausgegeben von Jürgen Link und Wulf Wülfing. Stuttgart: Klett-Cotta 1991. (= *Sprache und Geschichte*. 16.) S. 16–52, hier S. 29. Gerhard/Link betrachten die deutsche Kollektivsymbolik aus diskursanalytischer Sicht.

52 Vgl. Elias, *Studien über die Deutschen*, S. 197–198.



kriegs stolz und voll Vehemenz hinausschmettert, dass er ein „Deutscher“⁵³ ist. Ebenso gern bezeichnet sich der Spaßmacher in Kombination mit seinem Figurennamen als „deutschen Kasper(l)“⁵⁴ oder – nun mit direktem Anklang an das Ideal des Soldatenmannes – als „deutschen Mann“⁵⁵.

Vereinzelt werden in den Kasper(l)texten auch Landesfarben genannt, wie etwa „Schwarz-gelb und Schwarz-weiß-rot!“ (Völckers, S. 8), die Farben der Bündnispartner Donaumonarchie und Preußen-Deutschland, und über sie ein nationales Einheitsgefühl erzeugt.

Besonders gern greifen die Autoren der ausgewählten Puppenspiele des Ersten Weltkriegs eine „nationale Allegorie“⁵⁶ mit stark identitätsstiftender Symbolik auf: den „deutschen Michel“. Hierbei handelt es sich um eine nationale Personifizierung Deutschlands, vergleichbar dem britischen John Bull, dem amerikanischen Onkel Sam oder der französischen Marianne.⁵⁷ Der Michel ist einerseits wie diese ein visuelles Symbol, gleichzeitig zeichnet ihn aber als Wortsymbol ein vielschichtigerer semantischer Inhalt aus: die Figur des Michels enthält im Kern „die Vorstellungen der Deutschen über die Merkmale ihres eigenen nationalen Charakters“; die bereits für 1541 erstmals belegte Bezeichnung „der deutsche Michel“ hat in der Folge die Funktion eines „nationale[n] Autostereotyp[s]“⁵⁸.

53 Siehe etwa „Jetzt aber hab ‚ich‘, der ‚Deutsche‘, das Wort“ (Völckers, S. 7); „Ich bin ein Deutscher, du bist ein Franzose“ (Rendlös, S. 6).

54 „Sonst müßt ich der »deutsche Kasperl« nit sein!“ (Völckers, S. 6); „Ich bin der deutsche Kasperl“ (Oberndorfer, S. 103). Außerdem enthält das „Spielheft“ *Kasperls Kriegsdienst* des Österreicher Fritz Oberndorfer die Szene „Die Kasperln und ihre Geheimnisse“, in der der „Östreicher Kasperl“ auf den „Deuschreicher Kasperl“ trifft (vgl. ebenda, S. 47–48).

55 „Jetzt müssen alle Kräfte ran, / Auch Kasper ist ein deutscher Mann.“ (Rendlös, S. 5); „Ich bin der Kasper, ein deutscher Mann / Und ich schlage die Feinde, wo ich kann.“ (ebenda, S. 7).

56 Vgl. Karl Riha: Deutscher Michel. Zur literarischen und karikaturistischen Ausprägung einer nationalen Allegorie im neunzehnten Jahrhundert. In: Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 146–167.

57 Vgl. Tomasz Szarota: Der deutsche Michel. Die Geschichte eines nationalen Symbols und Autostereotyps. Aus dem Polnischen von Kordula Zentgraf-Zubrzycka. Osnabrück: fibre 1998. (= Klio in Polen. 3.) S. 10.

58 Ebenda. Der deutsche Forscher Adolf Hauffen unterstreicht etwa 1918 die Bedeutung des Michels als eines wichtigen Repräsentanten der deutschen Geschichte: „Eine Geschichte des deutschen Michel, der jeweiligen Auffassung seines Wesens eröffnet einen Blick in die lange Entwicklung der geistigen und politischen Geschichte, der Leiden, Kämpfe und Erfolge der Deutschen von 1500 herauf.“ Adolf Hauffen: Geschichte des deutschen Michel. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag: Verlag des Vereines 1918, S. 91. Der Publizist Johannes Gross nennt die Figur 1967 „[d]as offizielle Selbstportrait der Deutschen“, sie sei „mehr, nicht bloß ein Zeichen für den Deutschen, sondern ein Symbol, die Personifizierung eines deutschen Selbstverständnisses“ (Johannes Gross: Die Deutschen. Frankfurt am Main: Scheffler 1967, S. 30).

Im Verlauf der Jahrhunderte wandelte sich die inhaltliche Aufladung der Gestalt des „deutschen Michels“.⁵⁹ Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Speziellen erfüllte der Michel bald vielfältige Funktionen, er wurde sowohl in Deutschland als auch von den Gegnern instrumentalisiert. Die deutsche Propaganda präsentierte ihn als „Symbol des zum Krieg gezwungenen, sein Haus und seinen Hof verteidigenden Volkes, das keine Eroberungslüste hegte und in Frieden leben wollte“⁶⁰.

Dass mit dem Michel, wenn er einmal geweckt ist, nicht zu spaßen ist, kommt in Völckers' *Kasperl im Krieg* in der Rede der Lustigen Figur zum Ausdruck:

„KASPERL. [...] Was mögen »da« unsre »geöhrten« Herrn Feind g'schaut« haben! Sapperlot! Da schlupfen ja grad »drei Prachtexemplar« von ihnen [das sind der Franzose Absinth, der Engländer Beefsteak und der Russe Wutki, Anm. d. Verf.] in die »Weinstub zum »Blauen Affen«« da vorn! Die wollen da g'wiß ihre »Verschwörung begießen«, die sie »gegen den deutschen Michel ang'zettelt haben«. Der »Michel« ist aber »nit den vierten Teil so dumm«, wie »die drei würdigen Brüder glauben«, und auf der »Wacht« ist er »auch!« Er laßt sich »nit an die Wimpern klimpern, nit auf die Nasen blasen« und »nit an die Hacken packen«. Was die Drei mit dem »Maul« und auf dem »Papier« fertig g'bracht haben, das hat der Michel in »Wirklichkeit« g'schafft. Die Burschen werden ihr »blaues Wunder erleben«, wenn er seine »vier bis fünf Millionen Feldgraue« ins Treffen führt und erst gar seine »42 er«, seine »Kruppschen Riesenkanonen!« Von dem »„durchschlagenden“« Erfolg der »42 er« wird den »Franzosen bald Hören und Sehen vergehen«, sodaß ihnen gleich »der Appetit schwindet« nach einer »zweiten Auflag« von die »Riesen-Leberknödeln«, die ihnen der »Michel da auftischen« tut, und die »Festungen« und »Sperrforts« werden schon vor »Angst« fallen, noch »eh' überhaupt« die »Knödeln g'flogen kommen«. Denn sich von einem solchen »mannslangen Brummer« seine »vier Meter dicke Eisen- und Beton-Hirnschale einschlagen« zu lassen, das ist so einem »Sperrfort« doch »zu dumm«, noch »mehr«, es ist ihm zu »„dum-dum“«. Jawohl, mit »Dum-Dum-G'schossen« schießens's, mit »absolut völkerrechtswidrigen«, die »Friedensbrecher«, die »Bazi«, die »elendigen«. Aber »das soll ihnen noch übel bekommen!« *Droht mit der Pritsche*. Wie's »in den Wald schallt«, so »schallt's heraus!« (Völckers, S. 5–6.)

59 Vom einfachen, ungebildeten Bauern des 16. Jahrhunderts wurde der Michel im Kontext der Bemühungen um die Reinheit der deutschen Sprache im 17. Jahrhundert zum Symbol des Kampfes gegen das Fremde, zur Inkarnation bürgerlicher Ideale und zum Signum eines deutschen Patriotismus. Vor der Revolution von 1848 war er Symbol des unpolitischen, friedliebenden Biedermanns, währenddessen jenes des um sein Recht streitenden Volkes. Vor dem Ersten Weltkrieg stand der Michel im Munde sozialdemokratischer Medien für ein von der Regierung unterjochtes Volk, das Militarismus und Imperialismus ablehnt. Im ab 1871 bestehenden deutschen Kaiserreich erfuhr zudem eine nationale, königs- bzw. kaisertreue Michel-Version eine besondere Blüte. Vgl. Szarota, *Der deutsche Michel*, S. 13 sowie Riha, *Deutscher Michel*, S. 163.

60 Szarota, *Der deutsche Michel*, S. 201.



Erst ein bis aufs Blut gereizter Michel steht auf und wehrt sich, dann aber umso vehementer und effizienter. Gedroht wird mit einer der bekanntesten Waffen des Ersten Weltkriegs, dem riesigen 42-cm-Mörser der Firma Krupp, Essen, in Anlehnung an die Firmenchefin Berta Krupp von Bohlen und Halbach auch „Dicke Berta“ genannt.⁶¹ Die zerstörungsgewaltige Waffe gilt als Inbegriff deutscher Technik und militärischer Schlagkraft. Die „Dicke Berta“ wird unter dieser Bezeichnung übrigens zweimal, allerdings in einem ironischen Kontext, in den Puppenspielen über den Hamburger Kasper Putschenelle von Paul Wriede erwähnt.⁶²

Die militärische Praxis wurde gemeinhin bereits im 19. Jahrhundert zu einem „sowohl repräsentativen als auch metaphorischen [...] Symbol Deutschlands“⁶³. In Oberndorfers *Kasperls Kriegsdienst* trumpft der Deutscher Kasperl in der Szene „Die Kasperln und ihre Geheimnisse“ (Abb. 2) gegenüber dem Östreicher Kasperl mit dem 42-cm-Mörser auf:



Abb. 2: Szenenbild zu „Die Kasperln und ihre Geheimnisse“ aus F. Oberndorfers *Kasperls Kriegsdienst* (1917)

-
- 61 Vgl. John Quick: Dictionary of weapons and military terms. New York [a. o.]: McGraw-Hill Book Company 1973, S. 60.
- 62 Wriedes Kasper Putschenelle nimmt den Begriff zweimal in den Mund: „Dree Mol so dick as de dicke Berta!“ (Wriede, S. 218); „Süh mol, mien Marie [d. i. Kasper Putschenelles Frau, Anm. d. Verf.], de is sogor op de dicke Berta iebersüchtig.“ (ebenda, S. 227).
- 63 Gerhard / Link, Anteil der Kollektivsymbolik, S. 35.

„Ö[STREICHER KASPERL]. I hab was.
D[EUTSCHREICHER KASPERL]. I hab auch was.
Ö. Was Feins und Großes.
D. Ich auch.
Ö. Ja, was is es denn?
D. Du, ob du das derratst!
Ö. Muß mir halt was zum Rätseln geben.
D. Also: – Bum –! –?
Ö. So? Bum. Ja, bei mir heißt's a: Bum!
D. Da sind wir ja wieder auf gleich.
Ö. Aber groß! Brrrh!
D. So? Groß? Wieviel?
Ö. Rat du!
D. 25.
Ö. O jeh!
D. Was o jeh! Bei mir is 25 auch o jeh!
Ö. Jetzt lizitier du weiter!
D. 30.
Ö. O jeh! Gfehlt!
D. 30½.
Ö. Kunnt recht sein.
D. Wohl?
Ö. Ja: 30½! Was sagst du dazua?
D. Was ich dazua sag? Nix als: 42!
Ö. Was? 42! Is das wahr? Ja, wie krabbelt denn das weiter? Wieviel Füß hat denn das Ungetüm?
D. Gar keine. Das sitzt fest.
Ö. Ah so! Na ja! Mein 30½, das fahrt hoplohop-trara!
D. Was, das fahrt von selber!
Ö. Ja, ganz von selber, autototo-mototorto-huh!
D. Na, dann werden wohl beide gleich viel wert sein.
Ö. I denk a. Ja, Brüderl, es ist wie alleweil. Du hast halt das große Maul, ja, und i hab das Herumrennate.
D. Was?
Ö. Aber net streiten. Das wär' net recht. 's war gut gmeint: Ihr seid schwerer und sitzts besser fest. Wir san leichter und kommen leichter überall hin, wir san beweglicher.



D. Und was folgt da draus?

Ö. Daß ma zsamppassen, daß ma zsammhalten müssen, daß ma miteinander alles dermachen. [...]

Ö. Du, woher hat denn dein Ungetüm sei Größen?

D. Von Essen.

Ö. So? Vom Essen? Schau, und das meine – von ei'm Pilsner!“ (Oberndorfer, S. 47–48)

Die Skoda 305mm-Haubitze Modell 1911 wird als Zeichen der Ebenbürtigkeit der Armee der Donaumonarchie vom Östreicher Kasperl angeführt, zugleich die ideale Waffenbrüderschaft der beiden Mächte über die Kriegsmaschinerie ausgedrückt. Erinnerungen an die für ihre Verfressenheit bekannten alten Lustigmacher des Altwiener Volkstheaters werden wach, wenn die beiden Kriegskasperln ihre Geschosse mit kulinarischen Anklängen beschreiben: Die Ortsangabe „[v]on Essen“ versteht der Östreicher Kasperl als „[v]om Essen“, der Firmensitz der Firma Škoda im böhmischen Pilsen kommt über einen Hinweis auf das Produkt der dort ansässigen Brauereien („von ei'm Pilsner“) zum Ausdruck.

Über die Allegorie des deutschen Michels unterstreicht der Kasperl an anderer Stelle erneut den Führungsanspruch Deutschlands:

„KASPERL. [...] Auch »wir« wollen unsern »Platz an der Sonn'!«
Gönnt ihr uns den »nicht«, in »ganz anderem Ton«
»Bläst der deutsche Michel da seine Schalmei!«
Jetzt »weg da vorn«, und »laß mich vorbei!«“ (Völckers, S. 6)

Deutsche Allmachts- und Überlegenheitsgefühle kommen in der vehementen Forderung nach dem „Platz an der Sonn“ zum Ausdruck. In eben dieser symbolischen Topik erklärte der Staatssekretär des Auswärtigen Amts und spätere Reichskanzler Bernhard von Bülow, seines Zeichens schillernde Gestalt des deutschen Imperialismus und Militarismus, in einer am 6. Dezember 1897 für das Reich gehaltenen Rede die deutsche Kolonialpolitik.⁶⁴ Die Formel wurde zum geflügelten Wort,⁶⁵ zu einem Schlagwort der militaristischen Kolonialpolitik des wilhelminischen Deutschlands und dessen Weltanspruchs.

64 Vgl. Matthias Schmook: Bülow, Bernhard Heinrich Martin Graf. In: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Herausgegeben von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Hamburg: Christians 2003, S. 76–78, hier S. 77 sowie Gerhard/Link, Anteil der Kollektivsymbolik, S. 33.

65 Vgl. David Blackbourn: Das Kaiserreich transnational. Eine Skizze. In: Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914. Herausgegeben von Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004, S. 302–324, hier S. 321.

Nicht nur in Deutschland, auch in Österreich-Ungarn bediente man sich in der Kriegszeit der Symbolkraft des deutschen Michels.⁶⁶ In Oberndorfers *Kasperls Kriegsdienst* deklariert sich der deutsche Kasperl gegenüber dem Engländer John Bull als Diener des Michels: „Aber der Michel is ja mein lieber Herr! Ich bin ja dem Michel sein alter, treuer Hausknecht und Bedienter.“ (Oberndorfer, S. 103)⁶⁷ An anderer Stelle spricht der Kasperl: „Mein Name ist Kasperl Larifari. Abwechselnd Großknecht, Bedienter und Sauerkrautschneider auf dem Herrn Michel seinen Besitzungen in Deutschland und Österreich“ (Oberndorfer, S. 112). Erneut sind auch versteckte Bezugnahmen auf den österreichischen Hanswurst, den „Ahnherrn“⁶⁸ des Kasperls, und die Traditionen des Altwiener Späßtheaters greifbar.⁶⁹

In der Folge zeigt er dem Engländer an, dass der Michel dabei ist, ihn zu übertrumpfen:

„KASPERL. John Bull, wach auf! Deinem Löwen stutzt man die Krallen. Deine silbernen Kugeln verknallen. Deine Soldaten und deine Papiere fallen.

JOHN BULL *sprintet auf*. Meine Papiere! Was machen meine lieben Papierln? Wie geht's meinem Herzensfreund, dem Schilling?

KASPERL. Der Michel schlägt einen Schilling, der gibt doppelt so viel aus wie der deinige.

JOHN BULL. Was macht mein Halbgott, das Pfund?

66 Vgl. Szarota, *Der deutsche Michel*, S. 202.

67 Siehe auch „Da hat's halt der Michel, mein Herr, besser troffen.“ (Oberndorfer, S. 111)

68 Beatrix Müller-Kampel: *Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Späßtheater im 18. Jahrhundert*. Paderborn [u. a.]: Schöningh 2003, S. 10.

69 Joseph Anton Stranitzky charakterisiert seinen gemäß Herkunftslegende „Salzburgischen“ Hanswurst, für den er einen weit verbreiteten Spottnamen wählte, als sozial dem bäuerlichen Milieu entstammend (von Profession ist er nicht Sauerkrautschneider, sondern Sauschneider, widmet sich somit beruflich der Kastration von Ebern), in Regiolekt und Soziolekt sprechend, mit besonderer Affinität zu sexuellen und fäkalen Späßen, charakterlich sich auszeichnend durch einen Hang zu Gefräßigkeit, Sauflust, sexueller Begehrlichkeit, Gewalttätigkeit, Prahlerei, Feigheit und Gerissenheit. In den Haupt- und Staatsaktionen des Altwiener Späßtheaters ist der Wurstel zunächst eine Nebenfigur, wobei er meist als Handwerker oder Diener auftritt – Rollen, die ebenso für die Tradition des Marionettenkasperls typisch sind. Vgl. Beatrix Müller-Kampel: *Komik zwischen den Kulturen. Der süddeutsch-österreichische Kasperl und der tschechische Kašpárek im Vergleich*. In: *Österreichische Literatur zwischen den Kulturen. Internationale Konferenz Veliko Tárnovo, Oktober 2006*. Herausgegeben von Iris Hipfl und Raliza Ivanova. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2008. (= Schriftenreihe der Elias Canetti Gesellschaft. 4.) S. 199–221, hier S. 203 (online in: LiTheS. Literatur- und Theatersoziologie. Forschung, Dokumentation, Lehre. Webportal Graz 2007–: http://lithes.uni-graz.at/zw_bmk_komik1.html [Stand 2010-09-14]; Ingrid Ramm-Bonwitt: *Der Lustigmacher auf der deutschen Puppenbühne. Die Traditionen der komischen Theaterfiguren*. Frankfurt am Main: Nold 2000. (= Die komische Tragödie. 3.) S. 14–15; Johannes Minuth: *Das Kaspertheater und seine Entwicklungsgeschichte: vom Possentreiben zur Puppenspielkunst*. Frankfurt am Main: Puppen und Masken 1996, S. 19.



KASPERL. Der Michel gießt Pfünder, die sprengen deine Pfünder in die Luft.“
(Oberndorfer, S. 111)

Interessant ist, dass auch für die englische Seite nationale Kollektivsymbolik in den Text verarbeitet wurde. Hierbei handelt es sich um eine auf England angewendete Ökonomiesymbolik.⁷⁰ Das Bild vom Pfünder gießenden Michel erweist sich als besonders ausdrucksstark: Bei „Pfündern“ handelt es sich um eine veraltete Bezeichnung für Geschütze nach der Masse ihrer Geschosse,⁷¹ somit wiederum um eine Anspielung auf das deutsche Selbstverständnis als Militärmacht. Der britischen Handelsmacht mit ihrer Währungseinheit Pfund soll mit militärischer Schlagkraft beigegeben werden.

Als Charakter mit besonderer symbolischer Ausgestaltung und Deutschlandbezug tritt im „Spielheft“ des Österreicher Oberndorfer ferner die Figur Doktor Faust auf.⁷² Diese gilt gemeinhin als Symbol für „Faustischen Drang“, für deutschen Fortschritt und „Unternehmungsgeist“⁷³. Nach der Reichsgründung von 1871 erweiterte sich die symbolische Aufladung des Faust-Mythos gemäß Münkler um eine weitere Dimension: nun beleuchteten sich Reichsgeschichte und Faust-Mythos gegenseitig als Erfolgsgeschichte.⁷⁴ Insbesondere Goethes *Faust* wurde schließlich als „poetisch-gestaltliche Verdichtung der imperialen Mission Deutschlands“⁷⁵ gesehen; und noch mehr:

„Das Bild der Adlerflügel, mit denen Faust sich der Welt überhebe und sie nicht bloß von oben betrachte, sondern auch (in wissenschaftlicher, kultureller und politischer Hinsicht) beherrsche, wird zu einer wiederkehrenden Metapher, die [...] für die Selbsterlösung des (deutschen) Menschen steht.“⁷⁶

70 Vgl. Gerhard/Link, Anteil der Kollektivsymbolik, S. 38.

71 Siehe etwa Adelung (1798): „Der Pfünder, des -s, plur. ut nom. sing. ein Ding, welches Ein Pfund schwer ist. [...] Auch eine Kanone, welche zwey, drey, zehen Pfund u.s.f. schießt, heißt in dieser Betrachtung ein Zweypfünder, Dreypfünder, Zehnpfünder.“ Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Dritter Theil, von M – Scr. 2., verm. und verbess. Ausgabe. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1798, S. 761.

72 Kasperls Kriegsdienst weist zudem identitätsstiftende Symbolik für die Menschen in der Donaumonarchie auf: Ein besonders schillerndes Beispiel hierfür ist die Figur des Prinzen Eugen von Savoyen, den Kasperl im Himmel trifft (vgl. Oberndorfer, S. 123–125) und der als Sinnbild für eine in vergangenen Zeiten erfolgreiche k. u. k. Armee gelten kann.

73 Gerhard/Link, Anteil der Kollektivsymbolik, S. 36.

74 Vgl. Herfried Münkler: Die Deutschen und ihre Mythen. Berlin: Rowohlt 2009, S. 115.

75 Ebenda, S. 116.

76 Ebenda.

Wohl nicht zufällig bewacht der „große Zauberer“ (Oberndorfer, S. 119) des Puppenspiel-Autors und passionierten Goethe-Forschers⁷⁷ Oberndorfer gemeinsam mit einem Adler den Hühnerstall des Michels.

5. Zum militärischen Habitus des Weltkriegskasper(l)s – „Preußische Schneid“, Disziplin, Ehre, Mut, Stolz, Härte, Unerbittlichkeit

Norbert Elias geht vom wesentlichen Einfluss von Institutionen aus, „die dafür verantwortlich sind, daß die verschiedensten Menschen einer Gesellschaft das gleiche Gepräge gewinnen, den gleichen nationalen Habitus besitzen.“⁷⁸ Maßgeblich wirkte in Deutschland die militärische Erziehung, die ihre Wurzeln in den Befreiungskriegen hatte. In diesem Kontext sind die Bemühungen um die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zu nennen, die 1814 gesetzlich verankert wurde. Seit der Verabschiedung des Wehrpflichtgesetzes war in Preußen-Deutschland potentiell jeder Mann im wehrfähigen Alter als Bürger des Staates unabhängig von seiner sozialen Position und seinen realen Staatsbürgerrechten zur Verteidigung des Vaterlands verpflichtet. Der Status des „Vollbürgers“ der „Nation“ war zugleich an das Waffentragen gebunden. Die Armee etablierte sich in der Folge als zweite einflussreiche Erziehungsinstanz neben der Schule.⁷⁹ Frevert bezeichnet das Deutschland des 19. Jahrhunderts, das sich durch eine zunehmende Durchsetzung einzelner gesellschaftlicher Bereiche mit militärischen Gepflogenheiten und Idealen auszeichnete, als die „kasernierte Nation“⁸⁰.

Der Einfluss militärischer Praktiken und Haltungen im wilhelminischen Deutschland wurde letztlich durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs noch verstärkt: „der Krieger schien hinfort den ‚Nationalcharakter‘ zu verkörpern“⁸¹. An dieser Stelle stellt sich die Frage nach dem spezifischen Habitus des Weltkriegskasper(l)s.

Äußerlich kennzeichnet die Lustige Figur in einigen Puppenspielen ein offenkundig sichtbares militärisches Erscheinungsbild. In Ernst Heinrich Bethges *Seid ihr*

77 Vgl. Heidelinde Klug: Friedrich Oberndorfer †. 1878–1969 [Nachruf und Würdigung]. In: Oberösterreichische Heimatblätter 24 (1970), H. 3/4, S. 62–63, hier S. 63.

78 Elias, Studien über die Deutschen, S. 27.

79 Vgl. Ute Frevert: Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland. In: Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, S. 17–47, hier S. 27; Hagemann, Heldenmütter, Kriegerbräute und Amazonen, S. 178–179; Ute Frevert: Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, S. 145–173, hier S. 145.

80 Ute Frevert: Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland. München: Beck 2001.

81 George L[achmann] Mosse: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit. Aus dem Amerikanischen von Tatjana Kruse. Frankfurt am Main: Fischer 1997, S. 146.



alle da? Kasperle feldgrau, das aus mehreren Episoden besteht, im Verlauf derer der Kasperl einzelne Stationen eines Soldatenlebens durchläuft, trägt der Spaßmacher eine feldgraue Uniform (dies ist sogar an prominenter Position – am Bucheinband – bildlich festgehalten, Abb. 3).



Abb. 3: Titelbild von E.H. Bethge
Seid ihr alle da? Kasperle feldgrau (1918)

Bei Bethge, der auf die feldgraue Uniformierung auch im Untertitel hinweist, ist die Lustige Figur anfangs Rekrut, rückt dann ins Feld, erlebt Abenteuer im Schützengraben, auf Patrouille und im Hauptquartier, wird nach einer Belohnung auf Urlaub geschickt und tritt nach Kriegsende nochmals in Zivil auf. Auch Paul Wriedes Hamburger Kasper Putschenelle ist – wie schon der ursprüngliche Titel der in der *Hamburger Woche* abgedruckten Szenenfolge (*Der feldgraue Kasper Putschenelle*)

vermuten lässt – uniformiert und entwickelt sich im Verlauf der einzelnen Episoden zu einem zunehmend dekorierten Militär.

Bei den anderen Autoren fehlen entweder Hinweise auf das Aussehen des Kasper(l)s oder er tritt in traditioneller Kostümierung auf. In Oberndorfers *Kasperls Kriegsdienst* insistiert Kasperle auf einer Sonderrolle und lässt sich weder der zivilen Bevölkerung, noch der Armee zuordnen: „Ich bin eben kein Zivilist und ich bin eben kein Militarist, ich bin eben der Kasperl.“ (Oberndorfer, S. 73) Ein Blick in das vom Künstler Fritz Silberbauer illustrierte „Spielheft“ lüftet das Geheimnis um sein Aussehen – die Lustige Figur tritt im traditionellen Kasper(l)kostüm mit Zipfelmütze auf (Abb. 4).



Abb. 4: Szenenbild zu „Kasperls Ankündigung“ aus
F. Oberndorfers *Kasperls Kriegsdienst* (1917)

Neben eindeutig am Äußeren der Figur erkennbaren soldatischen Anteilen sind es jedoch auch Taten, die den Kriegskasper(l) mitunter zu einem kuriosen Exempel soldatischer Männlichkeit machen: Auch in Stücken, in denen der Spaßmacher ohne Uniformierung auftritt, gibt es Regieanweisungen, die vorsehen, dass Kasper(l) exerziert, marschiert oder salutiert; gern singt er außerdem allein oder mit anderen Figuren gemeinsam kriegerische Lieder. In besonderer Art und Weise transportieren die Puppenspiele ferner einzelne Aspekte eines im wilhelminischen Deutschland etablierten Tugendkatalogs militärischer Prägung.

Der Ort, wo Kasperle sich zum Vorzeigesoldaten und zugleich zum fähigen Bürger entwickeln soll, ist – wie könnte es anders sein – die Kaserne. Vom Wert einer mi-



litärischen Erziehung wird der Spaßmacher, der sich vielfach als blutiger Anfänger entpuppt und etwa selbst auch einmal erwähnt, dass er normalerweise als Jahrmärtskünstler tätig oder von Profession Erfinder⁸² ist, bald unterrichtet. In Renkers *Kasperl als Rekrut* spricht sein Vorgesetzter:

„UNTEROFFIZIER.
Kasperl, so weit sind wir jetzt noch nicht,
Da du noch nicht abgericht't,
Du mußt noch in den Kasernen
Schrecklich viel von mir erst lernen.“ (Rendlös, S. 3)

Und die Unterweisung durch den ranghöheren Militär beginnt:

„UNTEROFFIZIER.
Das wollen wir nur gleich probieren
Und fangen an mit Exerzieren:
,Die Brust heraus! Den Kopf zurück!'
So heißt bei uns das erste Stück;
Denn nur wer stramme Haltung hat,
Der ist der richtige Soldat!“ (Rendlös, S. 4)

„Schneid“ und „zackiges Verhalten“, Tugenden des wilhelminischen Kriegerethos,⁸³ will man vom Kasperl sehen. Durch militärisches Training soll dieser sich auch körperlich verändern, eine andere „Haltung“ ist das Ziel.⁸⁴ Da Kasperl sich wenig kooperativ zeigt, wirft der Unteroffizier ihm vor: „Dir fehlt ja jede Disziplin!“ (Rendlös, S. 5) Die für Elias als Schlüsselwort mit militärischer Prägung geltende „Disziplin“⁸⁵ sagt dem Kasperl wenig:

„KASPERL.
Herr Hauptmann, was is denn „Disziplin“?
Dafür weiß ich ja gar kein Sinn,
Und wo ich bisher war zu Haus,
Kennt man solch' „Möbel“ net im Haus.
HAUPTMANN.
Das wird man dir noch gründlich lehren,
Denn „Disziplin“, das sollst du hören,
Das ist die „Unterordnung“, „Zucht“!
KASPERL.
Die hab' ich ja bei Euch net g'sucht.
HAUPTMANN.
Drum muß man sie dir erst einbleuen!“ (Rendlös, S. 7)

82 „Ich bin Se nämlich in meinen Zivilverhältnissen Jahrmärtskünstler.“ Wriede, S. 24. Vgl. auch das Stück *Kaspar im Hauptquartier (Kaspar als Erfinder)* in: Bethge, S. 29–35.

83 Vgl. Elias, Studien über die Deutschen, S. 273.

84 Vgl. Schmale, Geschichte der Männlichkeit in Europa, S. 197.

85 Vgl. Elias, Studien über die Deutschen, S. 272.

Die Szene endet mit einer Disziplinierungsmaßnahme: der hoffnungslos unbelehrbare Kasperl wird letztlich „zehn Tage in – Arrest“ (Rendlös, S. 7) geschickt. Interessant ist die Nennung der bei Rendlös beinahe als Synonyme gehandelten Begriffe „Unterordnung“ und „Zucht“, die noch verstärkt die Hierarchie innerhalb einer feudal-autoritären Gesellschaft zum Ausdruck bringen, einer Gesellschaft, in der das Verhalten der Menschen stärker durch Fremdzwang denn durch Selbstzwang gelenkt wurde und „die Idee, daß man sich auf eine überlegene Autorität stützen und ihr die Verantwortung und die Befehlsgewalt anheimgeben könne, [...] ihre Anziehungskraft [behielt]“⁸⁶.

Zu Beginn von Bethges Stückesammlung *Seid ihr alle da?* meldet sich der Rekrut Kaspar nicht, als ihn der Unteroffizier ruft, stattdessen stellt er sich tot:

„KASPAR. Ich bin tot, Herr Unteroffizier.

UNTEROFFIZIER. Tot?

KASPAR. Todmüde, Herr Unteroffizier! Todunglücklich, Herr Unteroffizier! Todkrank, todmatt, todchick, tot, tot, tot, lauter tot ..., Herr Unteroffizier. Alles tot, mausetot.

UNTEROFFIZIER. Ich werde dich lebendig zu machen wissen, dich Todspieler.

KASPAR. Ach gebn Se sich keene Mühe, Herr Unteroffizier. Tot is tot! Und hin is hin!

UNTEROFFIZIER. Das könnte dir so gefallen, mein Sohn, den ganzen Tag im Grabe liegen un nischt tun. Aber so is det nich bei die Preußen, verstanden? Da wird gelebt, verstanden? Und zwar lustig gelebt und stramm exerziert und hinterher erst selig den Heldentod gestorben, verstanden? Also Kopf hoch, Brust raus, Hacken zusammen! Himmelkreuz ...“ (Bethge, S. 5)

Wenn auch durch eine ironische Brille, so werden in diesem Puppenspiel doch heroische Anklänge spürbar. Nunmehr geht es auch für Kaspar um kriegerische „Ehre“, der es bis in den Tod zu entsprechen gilt. Die Ursprünge derartiger Haltungen analysiert Elias:

„Bis zum Letzten zu kämpfen, auch auf verlorenem Posten auszuharren bis zum bitteren Ende, ist eine alte europäische Kriegertradition. In Deutschland wurde sie mit dem Anschluß erheblicher bürgerlicher Gruppen an das höfisch-aristokratische Establishment zur nationalen Tradition.“⁸⁷

Eben dieser Tradition fühlt sich der Unteroffizier, Kaspars Vorgesetzter, verpflichtet.

Später macht der Unteroffizier Kaspar mit essentiellen Bestandteilen des Soldatendaseins vertraut:

86 Ebenda, S. 440.

87 Ebenda, S. 150–151.



„UNTEROFFIZIER. [...] Vertrauen haben heißt beim Militär: das Maul halten, seinen Dienst tun und abends nicht über den Zapfen streichen.

KASPAR. Das Maul auf tun, den Dienst streichen und beim Bieranzapfen sich ranhalten.“ (Bethge, S. 7)

Pflichtbewusstsein und Gehorsam entsprechen ganz und gar nicht der Natur des Lustigmachers. Wie so oft wehrt sich Kasperle gegen den Drill, „indem er seine Kasperindividualität der militärischen Disziplin entgegensetzt“⁸⁸. Angesichts der soldatischen Gepflogenheiten, die er als störend empfindet, äußert Kasper seine Enttäuschung:

„KASPER. [...] Na, hörn se! Diese Lauferei von früh bis spät. Dieses Gejage von eener Stelle zur andern. Dieses Gebrülle, wo unsereens doch een ganz gutes Gehör hat. Nee, das habe ich mir anders vorgestellt. Ich habe mir gedacht, so 'n Soldat, das is der erste Mann im Staat, der braucht nur den Zylinder uffzusetzen, un die ganze Welt is seine.“ (Bethge, S. 6)

Elias erwähnt das große Ansehen, das in der wilhelminischen Gesellschaft mit dem Tragen von Uniformen verbunden war, während die Zivilisten bereits durch ihre Uniformlosigkeit als „Menschen zweiten Ranges“⁸⁹ zu erkennen waren. Doch ein durchaus helllichtiger Kasperl enttarnt die hohen Ideale eines militanten, autokratischen Systems angesichts der Realität des Lebens der einfachen Soldaten als blassen Schein.

Als Bethges Kaspar im Schützengraben stationiert wird, bereitet ihn der Unteroffizier auf seine schwierige Aufgabe vor:

„UNTEROFFIZIER. [...] Der blutige Ernst des Krieges tritt nun auch an dich heran.

KASPAR. Man bloß nich zu dichte, Herr Unteroffizier, un nich uff de Hühneroogen.

UNTEROFFIZIER. Ich denke, du wirst deinen Mann stehen.“ (Bethge, S. 18)

Die militärischen Tugenden Mut und Tapferkeit will man vom Kaspar sehen. Besonders bemüht sich der Bursche nicht, diesen Forderungen gerecht zu werden:

„GROßMUTTER. Sei nur nicht zu tollkühn, Kasperle. Vorne is es am gefährlichsten.

KASPAR. Das habe ich mir schon vorgenommen: Bloß nich voreilig! Ruhe un nochmals Ruhe un keene Überstürzung. Da kannst du ganz ruhig sein. Kaspar hält sich allemal bescheiden hinten, un is dafür der Vorderste, wenn's zurück geht.“ (Bethge, S. 12)

88 Gina Weinkauff: Der rote Kasper. Das Figurentheater in der pädagogisch-kulturellen Praxis der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung von 1918–1933. Bochum: Deutsches Institut für Puppenspiel 1982. (= Puppenspielkundliche Quellen und Forschungen. 8.) S. 21.

89 Elias, Studien über die Deutschen, S. 109.

Generell kennzeichnen den Kasper(l) der Weltkriegszeit allerdings rohe Verhaltensweisen. Mit seiner Pritsche prügelt er wild um sich, vor Schlägen sind weder die eigenen Kameraden, noch Vorgesetzte, Feinde (meist Franzosen, Engländer und Russen, aber auch Kolonialtruppen) oder ungeliebte Mitbürger (Kriegsgewinnler, Typen wie der Pessimist), geschweige denn Kasper(l)s Ehefrau sicher. In Renkers *Kasperle im Weltkriege* kommt einem allezeit bereiten Schlägertyp der Kriegsausbruch gerade recht, er reagiert mit überschwänglicher Begeisterung:

„KASPERLE.
 Das trifft sich heute wirklich gut,
 Ich hab grad meine Prügelwut,
 Schau her – die Arme recke ich,
 Den Feind zu Boden strecke ich,
 Hurra, hurra! Jetzt gehts in Krieg,
 Der Kasper saust von Sieg zu Sieg.“ (Renker, S. 4)

Ab sofort ist alles Fremde für den wüsten Kerl ein rotes Tuch, geurteilt wird gemäß der nationalen Identität des Gegenübers, der Mensch dahinter wird nicht wahrgenommen. Für Angehörige der gegnerischen Armeen, bei Völckers repräsentiert durch den Franzosen Absinth, den Engländer Beefsteak und den Russen Wutki, kündigt ein schonungslos gewalttätiger Kasperl nichts Gutes an:

„Dann »schlag« ich den »Haderlumpen«, den »drei'n«,
 Mit meiner »Pritsche« das »Nasenbein ein« –
 Sonst müßt ich der »deutsche Kasperl« nit sein!
Stellt sich, die Pritsche schlagfertig in der Hand, breitspurig in der Mitte der Bühne auf.“ (Völckers, S. 6)

Härte und Unerbittlichkeit, wie sie den Kriegskasper(l) häufig auszeichnen, erweisen sich als Grundbedingungen für den effizienten Umgang mit dem Gegner: „Krieger dürfen sich nicht allzusehr mit den Feinden identifizieren, sonst können sie nicht auf sie einschlagen, können sie nicht töten und so nicht über sie siegen.“⁹⁰ Schwäche zu zeigen war in einem erstarkten Deutschland, das früher nur zu oft unter der eigenen Schwäche gelitten hatte, verpönt. Stattdessen wurde noch im 19. Jahrhundert, insbesondere vom wilhelminischen Bürgertum, die eben gegenteilige Haltung überhöht. Eine Tendenz, die sich mit Beginn des Ersten Weltkriegs noch zunehmend steigerte.

Immer wieder präsentiert sich der Weltkriegskasper(l) als Phrasen dreschender Chauvinist, der aktuelle Parolen nach dem Muster „Jeder Schuss ein Russ“ oder „Immer feste druff“ zum Besten gibt – ein Beispiel hierfür liefert Wriedes Hamburger Kasper Putschenelle:

90 Ebenda, S. 273.



„KASPER die Gefreitenknöpfe am Uniformkragen, tritt von rechts singend auf.
Kummst du ünner de Suldoten,
l: Denn holl di man düchtig ran, :l
Krieg de annern fix to foten
Un stoh jümmers dienen Mann.
l: Junge, warrst du en Rekrut,
Hau den Franzmann an de Snut,
Giff den Russ' een op den Hoot
Un Jonn Bull een mit'n Foot. :l“ (Wriede, S. 213)

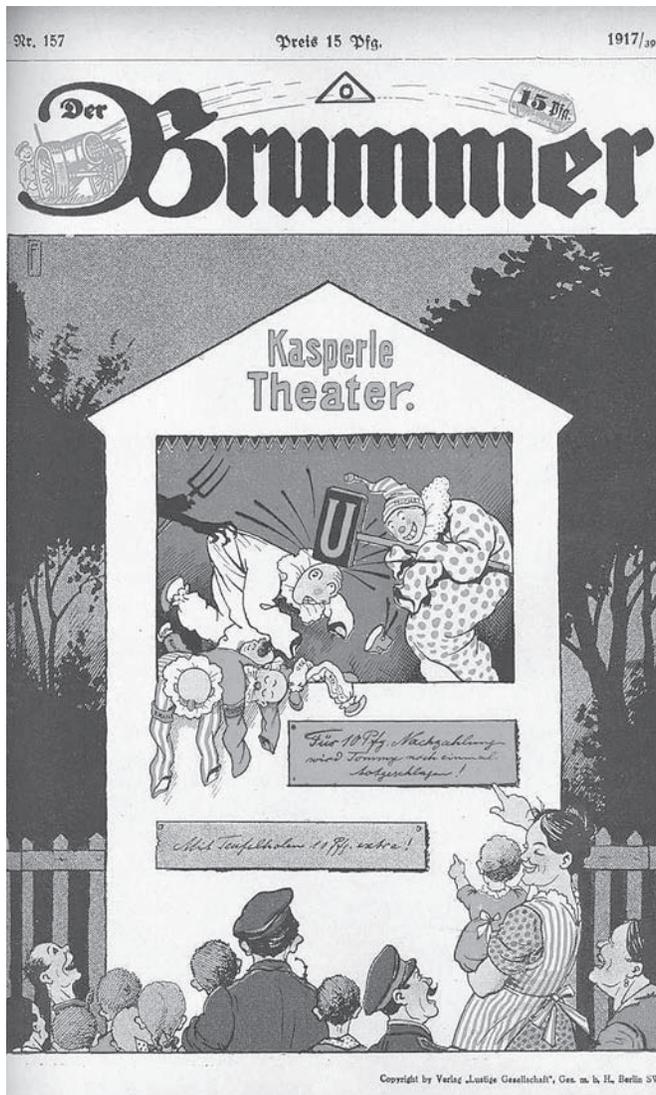


Abb. 5: „Kasperle Theater“, Karikatur aus der Wochenzeitung *Der Brummer* (1917)

Martin Baumeister erläutert die im Unterhaltungstheater der Zeit beliebte Strategie der Verunglimpfung der Feinde:

„In aggressiven Versen sollten die feindlichen Nationen der Lächerlichkeit preisgegeben werden und damit nichts anderes repräsentieren als ein plumpes Gegenbild zur Bestätigung der Überlegenheit und des Selbstbewußtseins der eigenen nationalen Gemeinschaft.“⁹¹

Selbiges geschieht auch in Bildmaterial aus der Weltkriegszeit – so etwa in der Wochenzeitung *Der Brummer* (siehe Abb. 5), wo Kasperle gerade den Engländer (hier mit dem ebenfalls beliebten Namen „Tommy“ versehen) totsschlägt; die anderen Nationen liegen bereits am Boden.

Besonders drastisch reagieren die Lustigen Figuren der Stücke der Weltkriegszeit, wenn Angehörige der Kolonialtruppen die Bühne betreten – und sie stimmen damit durchaus in gängige Argumente der Zeit ein: Nachdem das Auftauchen von Indern und Afrikanern auf dem europäischen Kriegsschauplatz im Herbst 1914 bereits deutsche Proteste hervorgerufen hatte, bedachte die deutsche Propaganda die „wilden“ Soldaten mit einer Vielzahl von abschätzigen Begriffen, denen vor allem eines gemein war: dass diesen überhaupt der Status regulärer militärischer Verbände aberkannt wurde. Gängige Klischees – die auch die Puppenspiele bedienen – waren etwa die besondere Brutalität der Kolonialsoldaten, ihr animalisches Wesen oder ihr Hang zum Kannibalismus. Die Diskussion um die Kolonialtruppen gipfelte schließlich in der Frage nach der Völkerrechtswidrigkeit deren Einsatzes.⁹²

Für den mit einem Messer zwischen den Zähnen auftretenden indischen Gurkha findet Bethge Kasper – mit besonderem Verweis auf dessen Hautfarbe – unter anderem die wenig respektrträgliche Bezeichnung „Zitronenfalter“ (Bethge, S. 25). Die übrigens bei Bethge ebenfalls besonders plakativ als Kannibalen stilisierten Schwarzafrikaner (vgl. Bethge, S. 27–28) erfahren, sobald sie die Bühne betreten, die rücksichtsloseste Behandlung:

„KASPERLE *schlägt ihm* [dem Schwarzen, Anm. d. Verf.] *das Gewehr aus der Hand.*

Wer wird denn gleich so witzeln?
 Ich lasse mich nicht gerne kitzeln,
 Bei mir gibt es bloß kräftige Hiebe,
 Weil ich die Schwarzen so sehr liebe,
 Und wen ich lieb, für den gibts Schlägel,
 Das ist stets meine Lebensregel.

91 Martin Baumeister: *Kriegstheater. Großstadt, Front und Massenkultur. 1914–1918*. Essen: Klartext 2005. (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte. Neue Folge. 18.) S. 75.

92 Vgl. Christian Koller: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914–1930). Stuttgart: Steiner 2001. (= Beiträge zur Kolonial- und Überseege-schichte. 82.) [Vorher: Zürich, Univ., Diss. 1998] S. 104 und S. 110–112.



SCHWARZER.

Au – au – es geht mit mir zu Ende!

KASPERLE.

Siehste laß vom Stechen die Hände!

SCHWARZER.

Bald bin ich tot wie eine Maus!

KASPERLE.

Hauch deine schwarze Seele aus!

Schwarzer sinkt mit einem tiefen Seufzer um“ (Renker, S. 10–11).

Kurze Zeit später schläft Kasperle auf der Leiche des Schwarzen ein. Reue oder Mitleid kennt er nicht, vielmehr blitzt in dem gar nicht harmlosen Gesellen, der sein Repertoire zugleich um einen offen verbalisierten und gelebten Rassismus erweitert, sogar ein gewisser Stolz auf die Schonungslosigkeit gegenüber dem als nicht ebenbürtig betrachteten Feind auf. Dies sind nur zwei Beispiele dafür, dass die Puppenspiele der Weltkriegszeit durchaus als literarische Beiträge zur gängigen deutschen Kolonialtruppensdiskussion gehandelt werden können. Letztlich gipfelt in den Kasper(l)texten in der Konfrontation mit dem Kolonialsoldaten die Entmenschlichung des Feindes, wie sie Heinrich von Stietencron ausführt:

„Der Gegner wird meist geschildert als brutal, gierig, grausam und schonungslos, ein Wesen, das von Zerstörungswut und tierischem Haß erfüllt ist und das man fürchten muß wie ein wildes Biest. Er ist berechnend, heimtückisch und hinterhältig; auch ist er hässlich, dreckig, eklig, unmoralisch und pervers, kurzum so widerwärtig und gemein, dass es eine Wohltat wäre, die Erde von ihm zu befreien. Der so porträtierte Feind ist kein Mensch mehr. Er ist ein reißender Wolf, ein dreckiges Schwein, vielleicht auch eine giftige Schlange oder ein elender Wurm: Man muß ihn vernichten, abschlachten oder zertreten [...]“⁹³

Bethges Lustigmacher träumt wiederholt davon, dass derartige Heldentaten ihm „Knöpfe“ (Uniformknöpfe⁹⁴), d.h. eine Beförderung im militärischen Dienstgrad

93 Heinrich von Stietencron: Töten im Krieg: Grundlagen und Entwicklungen. In: Töten im Krieg. Herausgegeben von H. v. S. und Jörg Rüpk. Unter Mitarbeit von Jan Assmann [u. a.]. Freiburg im Breisgau, München: Alber 1995. (= Veröffentlichungen des Instituts für Historische Anthropologie e. V. 6.) S. 17–56, hier S. 47.

94 Ab dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts trat zu den bereits üblichen Standesabzeichen bei den Uniformen der verschiedenen Nationen die Rangbezeichnung. Das Gradabzeichen für Gefreite war in Preußen ab 1853 – und so auch noch im wilhelminischen Deutschland des Jahres 1914 – ein Knopf an jeder Kragenseite. Der Gefreite wurde im Militärjargon aufgrund der Knöpfe am Kragen unter anderem als „Knopfsoldat“ bezeichnet. Vgl. Farbiges Handbuch der Uniformkunde. Die Entwicklung der militärischen Tracht der deutschen Staaten, Österreich-Ungarns und der Schweiz. Begründet von Richard Knötel. Grundlegernd überarbeitet und bis zum Stand von 1937 fortgeführt von Herbert Knötel d.J. und Herbert Sieg. Dem Stand der Forschung angepaßt und ergänzt von Ingo Prömper. Überarb. Neuauf. Stuttgart: Spemann 1985, S. 11 und 45 sowie Richard Beitzl: Deutsche Volkskunde. Von Siedlung, Haus und Ackerflur. Von Glaube und Brauch. Von Sage, Wort und Lied des deutschen Volkes. Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft 1933, S. 368.

einbringen werden (vgl. etwa Bethge, S. 16 und 24); Wriedes Kasper Putschenelle darf sich tatsächlich schon seinem zweiten Abenteuer samt „Gefreitenknöpfe[n] am Uniformkragen“ (Wriede, S. 213) stellen. Doch damit nicht genug – mitunter werden dem reüssierenden Kasper(l) als Belohnung wahrhaft aristokratische Würden zuteil: Bei Renker erhält er, nachdem er einen französischen General gefangen genommen hat, einen Orden vom König (vgl. Renker, S. 19). In Wriedes Szenenfolge wird ihm mit dem Eisernen Kreuz sogar die bedeutendste militärische Tapferkeitsauszeichnung des 19. und 20. Jahrhunderts⁹⁵ verliehen (vgl. Wriede, S. 217).

Nach dem Krieg freut sich Kaspar in Bethges *Seid ihr alle da?* über das Ende der Kämpfe und den Neubeginn des zivilen Lebens:

„KASPAR. Wenn der Krieg vorbei is, hört doch auch die ganze Kriegerei auf, un wir sind doch nun alle wieder hübsch Zivil. Nich wahr, ihr Leute?

UNTEROFFIZIER. Leider Gottes! Ihr Jammerlappen von Zivilisten kehrt nun zurück ins bürgerliche Leben. Aber wir von der Truppe, wir kehren zurück zum alten preußischen Schneid. Gott sei Dank!“ (Bethge, S. 43–44)

Für einen Offizier bleiben die ständige Kampfbereitschaft und der preußische Geist auch in Friedenszeiten aufrecht. Auch Elias unterstreicht den besonderen Status bürgerlicher Reserveoffiziere und Geheimräte in höfischer Uniform.⁹⁶ Bethges Kaspar hat dagegen wieder andere, kriegsferne Abenteuer im Sinn: seine ersten Gedanken kreisen – ganz entsprechend der verfressenen Natur des Spaßmachers – um seine Lieblingspeise, Großmutterns „Birnen und Klöße“ (vgl. Bethge, S. 47).

6. Der Weltkriegskasper(l) – ein Sinnbild der Entzivilisierung und Barbarei?

„Daß die Angehörigen mächtiger Sozialformationen, wenn ihnen die Macht entgleitet, zum Kampf bereit sind und daß ihnen dann häufig kein Mittel zu grob und zu barbarisch ist, liegt daran, daß ihre Macht und ihr Bild von sich

95 Vgl. Münkler, *Die Deutschen und ihre Mythen*, S. 258. Münkler streicht die Bindung dieser Auszeichnung an den Mythos um die preußische Königin Luise hervor, die im 19. Jahrhundert zur politischen Märtyrerin und zur strahlenden Gestalt des antinapoleonischen Widerstands wurde. Das Eiserne Kreuz wurde 1813 von deren Gatten, König Friedrich Wilhelm III., in Erinnerung an die bereits verstorbene Königin gestiftet und sollte ursprünglich in den Befreiungskriegen gegen Napoleon jenen Soldaten als Anerkennung verliehen werden, die sich durch außergewöhnliche Tapferkeit im Kampf hervorgetan hatten. Die Auszeichnung begleitete dann die preußischen und die deutschen Kriege und erfuhr 1870, 1914 und 1939 eine Wiederbelebung. Von der Form her war das Eiserne Kreuz von seinem Erschaffer Karl Friedrich Schinkel an das Kreuz des Deutschritterordens angelehnt worden, die Befreiungskriege damit optisch mit den Kreuzzügen des Mittelalters in Verbindung gebracht. Das Material Eisen weist gemäß der Weltalterlehre der griechischen Mythologie auf eine Epoche der Kriege hin, in der es um Sieg oder Untergang geht – die Stiftungsurkunde erwähnt expressis verbis die eiserne Zeit, in der Preußen sich befinde. Im Hintergrund stand auch die an die Bürger adressierte Aufforderung des verarmten Staats zur Übergabe persönlicher Wertgegenstände nach dem Motto „Gold gab ich für Eisen“. Vgl. ebenda, S. 265–268.

96 Vgl. Elias, *Studien über die Deutschen*, S. 237.



selbst als einer großen und großartigen Formation einen höheren Wert für sie hat als nahezu alles andere; es wiegt für sie oft schwerer als das eigene Leben. Und je schwächer, unsicherer und verzweifelter sie auf ihrem Abstiegs-
weg werden, je schärfer sie zu spüren bekommen, daß sie um ihren Vorrang mit dem Rücken zur Wand kämpfen, desto roher wird zumeist ihr Verhalten, desto akuter ist die Gefahr, daß sie die zivilisierten Verhaltensstandards, auf die sie stolz sind, selbst mißachten und zerstören. Denn zivilisierte Verhaltensstandards sind für herrschende Gruppierungen vielfach nur so lange sinnvoll, wie sie, neben allen sonstigen Funktionen, Symbole und Werkzeuge ihrer Macht bleiben. Daher kämpfen Machteliten, herrschende Klassen oder Nationen im Namen ihrer überlegenen Werte, ihrer überlegenen Zivilisation oft mit Methoden, die den Werten, für die sie einzutreten behaupten, diametral entgegengesetzt sind. Mit dem Rücken zur Wand werden die Verfechter leicht zu den größten Zerstörern der Zivilisation. Sie werden leicht zu Barbaren.“⁹⁷

In Zeiten tatsächlicher oder vermeintlicher Bedrängnis wurde gemäß Elias, der Brüche und Dezivilisierungsschübe gemeinhin als zum Zivilisationsprozess gehörig betrachtet, gerade von den Deutschen „im Namen eines überhöhten Wir-Ideals“ bedingungslos gehandelt: „Im Dienste des idealen Deutschland schien alles möglich und erlaubt zu sein.“⁹⁸

Auch die ausgewählten Puppenspiele des Ersten Weltkriegs lüften den „Vorhang [...]“, der die dunklere Seite zivilisierter Menschen zu verdecken pflegt“⁹⁹: In ihnen tritt, allerdings meist ironisch und humorvoll dargestellt, immer wieder eine Welt zutage, die von wenig Toleranz und Menschlichkeit geprägt ist. Manchmal ist es Kasper(l) selbst, der, ganz dem militärischen Habitus der Zeit angepasst, sein Gegenüber geringschätzt, um sich schlägt, andere bewusst verletzt und insgesamt kein Gewissen zu haben scheint. Anti-humanistische, anti-moralische und anti-zivilisatorische Tendenzen werden spürbar.

In *Kasperl im Krieg* von Adolf Völckers wird der Titelheld vom deutschen Erzfeind, dem Franzosen Absinth, nicht zufällig mit einem zu dieser Zeit in Frankreich gängigen Vorwurf konfrontiert:

„ABSINTH: Oh, die »grobe Deutß«, ganz »ohne Kultur!«
Von »unsere 'öflichkeit keine Spur!«“ (Völckers, S. 6)

Über eben diese französische Sittlichkeit macht sich der Wüterich jedoch vielmehr lustig. Mit der Bezeichnung „Kultur“ wird in dem Stück eine Begrifflichkeit gewählt, die auch Elias beschäftigte: Der Soziologe streicht in seinen Theorien den Unterschied zwischen der im 18. Jahrhundert stärker bürgerlich-mittelständisch geprägten deutschen „Kultur“ und der vielmehr unter aristokratisch-höfischen Ein-

97 Ebenda, S. 463–464.

98 Ebenda, S. 426.

99 Ebenda, S. 396. Diese Formulierung wählt Elias in der Untersuchung „Der Zusammenbruch der Zivilisation“ anlässlich des Eichmann-Prozesses 1960/61.

flüssen herausgebildeten französischen „Zivilisation“ heraus, wobei ihm gemäß vom deutschen „Volk der Dichter und Denker“ geistige Leistungen und Werte stärker betont wurden, während in Frankreich gepflegte Umgangsformen im Vordergrund standen. Entscheidend ist für Elias, dass der Begriff der französischen „civilisation“ auch ab dem 19. Jahrhundert als Mittelklassensymbol einer bestimmten Nation noch humanistische und moralische Werte integrierte, während diese in der Semantik des deutschen Terminus „Kultur“ zuletzt ganz verschwanden und mit dem Begriff „Kultur“ fortan primär die deutsche „Nationalkultur“ gemeint wurde.¹⁰⁰

Der Gegensatz zwischen der eigenen „Zivilisation“ und der deutschen „Barbarei“ wird im Ersten Weltkrieg nicht nur von französischer Seite, sondern von einer ganzen antideutschen Front hervorgekehrt.¹⁰¹ Die weiteren Kriegsgegner des deutschen Lustigmachers greifen die beliebten Apostrophierungen auf: Der Amerikaner nennt den Kasper Putschenelle bei Wriede einen „Hunne[n]“ und dessen Verhaltensweisen „barbarisch“ (Wriede, S. 232 und S. 234). Der Engländer Beefsteak fällt in Renkers *Kasperle im Weltkriege* über den deutschen Kasperl folgendes Urteil: „O jes – sein das eine große Barbar“ (Renker, S. 7). Offenkundig wird von den Autoren auf diesem Weg versucht, die bekannte Kritik der anderen Nationen in einen ironischen Kontext zu stellen und so zu banalisieren.

„[D]ie Reichweite des Vermögens eines Menschen, sich mit anderen Menschen in relativer Unabhängigkeit von deren Gruppenzugehörigkeit zu identifizieren, also auch Mitgefühl mit ihnen zu empfinden“ erweitert sich gemäß Norbert Elias im Prozess der Zivilisation; unter De- bzw. Entzivilisierung versteht er im Gegenzug eine „Verringerung der Reichweite des Mitgefühls“¹⁰² – und eine solche kann zweifellos für die Kriegskasper(l)-Stücke nachgewiesen werden. Häufig passt sich jedoch gerade die Lustige Figur in typisch kasperlhafter Widerspenstigkeit dem gängigen Kriegerideal nicht an, präsentiert Gegenentwürfe und lässt die Personen, die an sie vehemente Ansprüche stellen, anlaufen. Egal, ob der Kasper(l) als unerbittlicher Kämpfer oder als Persiflage auf den Soldatenmann mit seinen Tugenden auftritt, letztlich geht er aus allen Situationen – so wie es traditionell dem Geschick des Lustigmachers entspricht – als Sieger hervor.

Ganz in diesem Sinn ordnet sich der Kasper(l) des Ersten Weltkriegs in die Entwicklungsgeschichte der Lustigen Figur ein, die – vom Standpunkt der Elias'schen

100 Vgl. ebenda, S. 176–177.

101 Vgl. Michael Jeismann: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918*. Stuttgart: Klett-Cotta 1992. (= Sprache und Geschichte. 19.) S. 347. Der bereits erwähnte Einsatz von afrikanischen Kolonialsoldaten auf alliierter Seite war vielfach Anlass für eine Umkehrung des Barbarenvorwurfs. Vgl. ebenda, S. 329.

102 Norbert Elias: *Zivilisation*. In: N. E.: Aufsätze und andere Schriften in drei Bänden. Bearb. von Heike Hammer. Bd. III. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006. (= Gesammelte Schriften. 16.) S. 112–117, hier S. 116 bzw. S. 117.



Theorien aus betrachtet – als zunehmender Prozess der Zivilisierung von der sat-ten Körperlichkeit des Urahns Hanswurst bis zur harmlosen Kindlichkeit des Kasper(l)s unserer Tage reicht.¹⁰³ Ein Zivilisierungsprozess, der eben nicht immer geradlinig verlaufen ist, sondern auch Brüche und Dezivilisierungsschübe integriert.

Nicht in dieser Analyse berücksichtigt wurde – dies sei abschließend angemerkt – ein sozial engagierter Kasper(l), ein Kämpfer gegen Korruption und Kriegsgewinnler, eine Figur, die den Menschen in der Kriegszeit in schwejkhafter Manier auf positive Weise Überlebenschancen aufzeigt – denn auch Lustige Figuren derartiger Ausgestaltung zählen zu dem Repertoire, das Szenen der behandelten sechs Puppenspiele bzw. Spielhefte aus der Zeit des Ersten Weltkriegs zu bieten haben.

Literaturverzeichnis

ADELUNG, JOHANN CHRISTOPH: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Dritter Theil, von M – Scr. 2., verm. und verbess. Ausgabe. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1798, S. 761 (Eintrag: Der Pfänder).

[ANONYM:] Der Baum auf der Walserheide. Vortrag über den Baum der Prophezeiung. In: Neues Grazer Tagblatt, Nr. 596 vom 27.11.1927, S. 8.

[ANONYM:] Ein Brief aus dem Schützengraben von Kasper Putschenelle. In: Hamburger Woche, Nr. 34 vom 25.8.1915, [o. S.].

[ANONYM:] Kasper Putschenelle. In: Hamburger Nachrichten vom 9.8.1915, Sonderausgabe, [o. S.].

BAUMEISTER, MARTIN: Kriegstheater. Großstadt, Front und Massenkultur. 1914–1918. Essen: Klartext 2005. (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte. Neue Folge. 18.)

BEITL, RICHARD: Deutsche Volkskunde. Von Siedlung, Haus und Ackerflur. Von Glaube und Brauch. Von Sage, Wort und Lied des deutschen Volkes. Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft 1933.

¹⁰³ Vgl. Müller-Kampel, Hanswurst, Bernardon, Kasperl, S. 190.

BERNSTENGEL, OLAF: Kasper & Co. Ein Stichwort-Lexikon. In: „Die Gattung leidet tausend Varietäten.“ Beiträge zur Geschichte der lustigen Figur im Puppenspiel. Herausgegeben von O. B., Gerd Taube und Gina Weinkauff. Frankfurt am Main: Nold 1994, S. 173–194.

BETHGE, ERNST HEINRICH: Seid Ihr alle da? Kasperle feldgrau. Drollige Spiele für jung und alt. Leipzig: Strauch [1918].

BIGLER, INGRID: RENKER, FELIX. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches-bibliographisches Handbuch. Begründet von Wilhelm Kosch. 3., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 12: Plachetka – Rilke. Herausgegeben von Heinz Rupp (Mittelalter) und Carl Ludwig Lang (Neuzeit). Bern; Stuttgart: Francke 1990, Sp. 1001.

BIGLER-MARSCHALL, INGRID: Völckers, Adolf. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches-bibliographisches Handbuch. Begründet von Wilhelm Kosch. Fortgeführt von Carl Ludwig Lang. 3., völlig neu bearb. Aufl. Bd. 26: Völckel – Wagner. Herausgegeben von Hubert Herkommer (Mittelalter) und Konrad Feilchenfeldt (ca. 1500 bis zur Gegenwart). Zürich; München: Saur 2006, Sp. 2.

BLACKBOURN, DAVID: Das Kaiserreich transnational. Eine Skizze. In: Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914. Herausgegeben von Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004, S. 302–324.

DTV-ATLAS WELTGESCHICHTE. Herausgegeben von Hermann Kinder, Werner Hilgemann und Manfred Hergt. Bd. 2: Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart. 38., von Manfred Hergt überarb. und erw. Aufl. München: dtv 2005.

ELIAS, NORBERT: Die Gesellschaft der Individuen. Herausgegeben von Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987.

ELIAS, NORBERT: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.

ELIAS, NORBERT: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 158.)

ELIAS, NORBERT: Zivilisation. In: N. E.: Aufsätze und andere Schriften in drei Bänden. Bearb. von Heike Hammer. Bd. III. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006. (= Gesammelte Schriften. 16.) S. 112–117.

FREVERT, UTE: Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, S. 145–173.



FREVERT, UTE: Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland. In: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 17–47.

FREVERT, UTE: *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*. München: Beck 2001.

GERHARD, UTE; LINK JÜRGEN: Zum Anteil der Kollektivsymbolik an den Nationalstereotypen. In: *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, S. 16–52.

GROSS, JOHANNES: *Die Deutschen*. Frankfurt am Main: Scheffler 1967.

HAGEMANN, KAREN: Heldenmütter, Kriegerbräute und Amazonen. Entwürfe „patriotischer“ Weiblichkeit zur Zeit der Freiheitskriege. In: *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 174–200.

FARBIGES HANDBUCH DER UNIFORMKUNDE. Die Entwicklung der militärischen Tracht der deutschen Staaten, Österreich-Ungarns und der Schweiz. Begründet von Richard Knötel. Grundlegend überarbeitet und bis zum Stand von 1937 fortgeführt von Herbert Knötel d.J. und Herbert Sieg. Dem Stand der Forschung angepaßt und ergänzt von Ingo Prömper. Überarb. Neuaufl. Stuttgart: Spemann 1985.

HANSEN, PETER: Paul Wriede. In: P. H.: *Plattdeutsche Bibliographie Biographie (PBuB)*. Die plattdeutschen Autoren und ihre Werke. Online: <http://www.ins-db.de/autor-werke.php?ID=126&START=1&ORD=JAHR> [Stand 07-09-2010].

HATTENAUER, HANS: *Deutsche Nationalsymbole. Geschichte und Bedeutung*. 4., vollständig überarb. Aufl. München: Olzog 2006.

HAUFFEN, ADOLF: *Geschichte des deutschen Michel*. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Prag: Verlag des Vereines 1918.

JEISMANN, MICHAEL: *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918*. Stuttgart: Klett-Cotta 1992. (= *Sprache und Geschichte*. 19.)

K. U. K. KRIEGSPRESSEQUARTIER: Brief an Fritz Oberndorfer vom 6.11.1917. In: *Teilnachlass Fritz Oberndorfer*, Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich.

K. U. K. KRIEGSPRESSEQUARTIER: Brief an Fritz Oberndorfer vom 23.2.1918. In: *Teilnachlass Fritz Oberndorfer*, Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich.

KLUG, HEIDELINDE: Friedrich Oberndorfer †. 1878–1969 [Nachruf und Würdigung]. In: *Oberösterreichische Heimatblätter* 24 (1970), H. 3/4, S. 62–63.

KOLLER, CHRISTIAN: „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt“. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial-

und Militärpolitik (1914–1930). Stuttgart: Steiner 2001. (= Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte. 82.) [Vorher: Zürich, Univ., Diss. 1998.]

KORTE, HERMANN: Über Norbert Elias. Das Werden eines Menschenwissenschaftlers. Opladen: Leske & Budrich 1997.

KUZMICS, HELMUT (in Zusammenarbeit mit Reinhard Blomert und Annette Treibel): Einleitung. In: Transformationen des Wir-Gefühls. Studien zum nationalen Habitus. Herausgegeben von R. B., H. K. und A. T. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1073.) S. 7–41.

KUZMICS, HELMUT; AXTMANN, ROLAND: Autorität, Staat und Nationalcharakter. Der Zivilisationsprozeß in Österreich und England 1700–1900. Opladen: Leske & Budrich 2000. (= Schriften zur Zivilisations- und Prozesstheorie. 2.)

KUZMICS, HELMUT; MOZETIČ, GERALD: Literatur als Soziologie. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit. Konstanz: UVK 2003. (= Theorie und Methode: Sozialwissenschaften.)

MEUSER, MICHAEL: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. 2., überarb. und aktual. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2006.

MICHELSEN, F[RIEDRICH] W.; RÖMMER D[IRK]: Die Entstehungsgeschichte der Vereinigung. 1999. Online: <http://www.threms.de/Quickborn/gruendung.htm> [Stand 2010-09-14].

MILITÄR UND GESELLSCHAFT IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT. Herausgegeben von Ute Frevert. Stuttgart: Klett-Cotta 1997. (= Industrielle Welt. 58.)

MINUTH, JOHANNES: Das Kaspertheater und seine Entwicklungsgeschichte: vom Possentreiben zur Puppenspielkunst. Frankfurt am Main: Puppen und Masken 1996.

MOSSE, GEORGE L[ACHMANN]: Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit. Aus dem Amerikanischen von Tatjana Kruse. Frankfurt am Main: Fischer 1997.

MÜLLER-KAMPEL, BEATRIX: Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert. Paderborn [u. a.]: Schöningh 2003.

MÜLLER-KAMPEL, BEATRIX: Komik zwischen den Kulturen. Der süddeutsch-österreichische Kasperl und der tschechische Kašpárek im Vergleich. In: Österreichische Literatur zwischen den Kulturen. Internationale Konferenz Veliko Tárnovo, Oktober 2006. Herausgegeben von Iris Hipfl und Raliza Ivanova. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2008. (= Schriftenreihe der Elias Canetti Gesellschaft. 4.) S. 199–221. Online in: LiTheS. Literatur- und Theatersoziologie. Forschung, Dokumentation, Lehre. Webportal Graz 2007–: http://lithes.uni-graz.at/zw_bmk_komik1.html [Stand 2010-09-14].

MÜNKLER, HERFRIED: Die Deutschen und ihre Mythen. Berlin: Rowohlt 2009.



MURMANN, GEERTE: Komödianten für den Krieg. Deutsches und alliiertes Front-theater. Düsseldorf: Droste 1992.

NATIONALE MYTHEN UND SYMBOLE IN DER ZWEITEN HÄLFTE DES 19. JAHRHUNDERTS. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität. Herausgegeben von Jürgen Link und Wulf Wülfing. Stuttgart: Klett-Cotta 1991. (= Sprache und Geschichte. 16.)

OBERNDORFER, FRITZ: Kasperls Kriegsdienst. Ein Spielheft. Samt vier Stücken von Johannes Wurst & dreizehn Zeichnungen von Fritz Silberbauer. Herausgegeben von Robert Michel. Graz und Leipzig: Leuschner & Lubensky's Universitäts-Buchhandlung 1917.

[OBERNDORFER, FRITZ, signiert mit „Ein deutscher Steiermärker“]: Schmerz und Hoffnung. Jänner 1919. In: Tagespost (Graz), Nr. 32 vom 2.2.1919, S. 6.

PEISER, ROBERT: Ernst Heinrich Bethge. 1878–1944. In: Schulreform – Kontinuitäten und Brüche. Das Versuchsfeld Berlin-Neukölln. Herausgegeben von Gerd Radde. Bd. 2: 1945–1972. Opladen: Leske & Budrich 1993, S. 183–185.

QUICK, JOHN: Dictionary of weapons and military terms. New York [a. o.]: McGraw-Hill Book Company 1973.

RAMM-BONWITT, INGRID: Der Lustigmacher auf der deutschen Puppenbühne. Die Traditionen der komischen Theaterfiguren. Frankfurt am Main: Nold 2000. (= Die komische Tragödie. 3.)

RENDLÖS, A.: Kasperl als Rekrut. Berlin: Eduard Bloch [1921]. (= Eduard Blochs Kasperl-Theater. 16.)

RENKER, FELIX: Felix Renker, ein volkstümlicher Bühnenschriftsteller [Autobiographie]. Mit einem Verzeichnis der sämtlichen Werke und einem Bilde Renkers. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Bernhard Rost. Dresden: Günter 1917.

RENKER, FELIX: Kasperle im Weltkriege. Vier lustige Stücke für das Kasperle-Theater. Mühlhausen in Thüringen: Danner [1918]. (= Kasperle-Theater. 3.)

RIHA, KARL: Deutscher Michel. Zur literarischen und karikaturistischen Ausprägung einer nationalen Allegorie im neunzehnten Jahrhundert. In: Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, S. 146–167.

SCHMALE, WOLFGANG: Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450–2000). Wien; Köln; Weimar: Böhlau 2003.

SCHMOOK, MATTHIAS: Bülow, Bernhard Heinrich Martin Graf. In: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Herausgegeben von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Hamburg: Christians 2003, S. 76–78.

SCHÜPPEN, FRANZ: Literatur aus Westfalen in den Anfängen des Quickborn (1904–1932). In: Dat 's ditmal allens, wat ik weten do, op 'n anner Mal mehr. 100 Jahre

Quickborn. Vereinigung für niederdeutsche Sprache und Literatur e. V., Hamburg. Festschrift. Herausgegeben von Friedrich W. Michelsen, Wolfgang Müns und Dirk Römmer unter Mitarbeit von Jürgen Meier. Hamburg: Quickborn 2004. (= Quickborn-Bücher. 93–94.)

SHOWALTER, DENNIS E.: Das Gesicht des modernen Krieges. Sedan, I. und 2. September 1870. In: Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai. Herausgegeben von Stig Förster, Markus Pöhlmann und Dierk Walter. München: Beck 2001, S. 230–247.

STIETENCRON, HEINRICH VON: Töten im Krieg: Grundlagen und Entwicklungen. In: Töten im Krieg. Herausgegeben von H. v. S. und Jörg Rüpke. Unter Mitarbeit von Jan Assmann [u. a.]. Freiburg im Breisgau, München: Alber 1995. (= Veröffentlichungen des Instituts für Historische Anthropologie e. V. 6.) S. 17–56.

SZAROTA, TOMASZ: Der deutsche Michel. Die Geschichte eines nationalen Symbols und Autostereotyps. Aus dem Polnischen von Kordula Zentgraf-Zubrzycka. Osnabrück: fibre 1998. (= Klio in Polen. 3.)

TREIBEL, ANNETTE: Die Soziologie von Norbert Elias. Eine Einführung in ihre Geschichte, Systematik und Perspektiven. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2008. (= Hagener Studentexte zur Soziologie.)

VENNER, DOMINIQUE: Söldner ohne Sold. Die deutschen Freikorps 1918–1923. Aus dem Französischen von Alfred Baumgartner [u. a.]. Wien; Berlin: Neff 1974.

VÖLCKERS, ADOLF: Kasperl im Krieg. Burleske mit Gesang in einem Aufzug. München: Höfling [1914]. (= Höflings Vereins- und Dilettanten-Theater. Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke f. d. Volksbühne. 110.)

WEINKAUFF, GINA: Der rote Kasper. Das Figurentheater in der pädagogisch-kulturellen Praxis der deutschen und österreichischen Arbeiterbewegung von 1918–1933. Bochum: Deutsches Institut für Puppenspiel 1982. (= Puppenspielkundliche Quellen und Forschungen. 8.)

WEINKAUFF, GINA: Ernst Heinrich Bethges Ästhetik der Akklamation. Wandlungen eines Laienspielautors in Kaiserreich, Weimarer Republik und NS-Deutschland. Frankfurt am Main: Nold 1992. [Vorher: Frankfurt am Main, Univ., Diss. 1992.]

WRIEDE, PAUL: [Der feldgraue Kasper Putschenelle.] In: Joh[anne]s E. Rabe: Kasper Putschenelle. Historisches über die Handpuppen und Hamburgische Kasperspiele. Mit handkoloriertem Titelbild und 18 Bildern im Text. 2., sehr verm. Aufl. Hamburg: Quickborn 1924, S. 208–231.

ZECHNER, EVELYN: Fritz Oberndorfer: In: Stichwörter zur oberösterreichischen Literaturgeschichte. Herausgegeben vom StifterHaus – Zentrum für Literatur und Sprache in Oberösterreich. Online: http://www.stifter-haus.at/lib/publication_read.php?articleID=179 [Stand 2010-09-14].



Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Ruhepause in einem Kasperltheater in einem Unterstand an der österreichischen Front an der Brenta. Fotografie. In: *Welt und Haus* 14 (1916), H. 48, S. 4.

Abb. 2: Fritz Silberbauer: Szenenbild zu „Die Kasperln und ihre Geheimnisse“. In: *Oberndorfer, Kasperls Kriegsdienst*, S. 47.

Abb. 3: W[alter] Hege: Titelbild zu Ernst Heinrich Bethges „Seid ihr alle da? Kasperle feldgrau“ [1918]. Aus: Olaf Bernstengel: *Militaria im Puppenspiel zwischen 1805 und 1933*. In: *FrontPuppenTheater. Puppenspieler im Kriegsgeschehen*. [Anlässlich der Ausstellung *FrontPuppenTheater, Puppenspieler im Kriegsgeschehen* (November 1997 bis Januar 1998)] herausgegeben von Dorothea Kolland und Puppentheater-Museum Berlin. Berlin: Elefanten Press 1997, S. 57–64, hier S. 61.

Abb. 4: Fritz Silberbauer: Szenenbild zu „Kasperls Ankündigung“. In: *Oberndorfer, Kasperls Kriegsdienst*, S. 7.

Abb. 5: [Anonym:] *Kasperle Theater*. Karikatur. In: *Der Brummer*, Nr. 157 vom 19.9.1917, S. 39.

INHALTSVERZEICHNIS

HABITUS I (LiTheS Nr. 3, Juli 2010)

Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu 5

Von Joseph Jurt

1. Die Entstehung des Habitus-Begriffs: kollektive Denkformen einer Epoche 5
2. Die generative Dimension 9
3. Der Habitus als Ergebnis der Sozialisation 11
4. Der Habitus als Generator von Lebensstilen 12
5. Der Habitus als Produkt der Geschichte 13
6. Habitus und Feld 14
- Literaturverzeichnis 16

Wie emanzipatorisch ist Habitus-Forschung? Zu Rancières Kritik an Bourdieus Theorie des Habitus 18

Von Ruth Sonderegger

1. Zum Ziel meiner Überlegungen 18
2. Zwei Vorbemerkungen zur Diskussion der Kritik an Bourdieu 19
3. Drei Einwände gegen Bourdieus Habitus-Theorie 22
4. Rancières Einwände 28
5. Was steht auf dem Spiel, wenn man Habitus-Forschung betreibt? 33
- Literaturverzeichnis 36

Wie kommt der Habitus in die Literatur? Theoretische Fundierung – methodologische Überlegungen – empirische Beispiele 40

Von Maja Suderland

- Literaturverzeichnis 57

The problem of American habitus	59
From Stephen Mennell	
Habitus and power relations	59
A Smouldering Ember: the Legacy of the South	62
The formation of the American state and empire	66
Functional de-democratisation and diminishing foresight	69
Conclusion: America through the one-way mirror	71
Bibliography	74

Emotionen und Habitus von Offizieren im Spiegelbild schöner Literatur

Am Beispiel der habsburgischen Armee von 1848 bis 1918	77
---	----

Von Helmut Kuzmics

1. Das Problem	77
2. Torresanis <i>Kropatsch, der echte Kavallerist</i> und Saars <i>Leutnant Burda: Der feudal-kriegerische Charakter des habsburgischen Offiziers in der Armee vor 1868</i>	79
3. Das patrimonialbürokratische Element des österreichischen Offiziershabitus bei Torresani	87
4. Literarische Beispiele für die weitere Entwicklung des habsburgischen Militärhabitus	91
5. Ein Vergleich mit einer nichtfiktionalen Quelle – die Erinnerungen von Paul Schinnerer	96
Literaturverzeichnis	100

Habitus und Stimmung

Können Soziologen von Schriftstellern lernen?

Eine devianzsoziologische Studie über Ludwig Thomas <i>Lausbubengeschichten</i>	102
--	-----

Von Dieter Reicher

I. Problemstellung und Untersuchungsziel	102
II. Methodologische Anmerkungen	103
III. Habitus	105
IV. Stimmungen	111
V. Fazit	118
Literaturverzeichnis	118

INHALTSVERZEICHNIS

Habitus III (LiTheS Nr. 5, November 2010)

Die Erotik in der Photographie Zum Habitus von Sexualwissenschaftlern

Von Birgit Lang

I. Sexualwissenschaft	5
II. Erotik und Fotografie: Die Erotik in der Photographie	8
III. Halt! Im Namen des Gesetzes! Zensur und wissenschaftliche Autonomie	12
a. Der wissenschaftliche Blick	12
b. Experten	14
IV. Der richtige Blick: Die Fotografie und ihre Betrachter	16
a. Pathologie: Betrachter versus Amateurfotograf	17
b. Fotografie als Kunst	19
V. (Il-)Legitime erotische Fotografien	21
Literaturverzeichnis	22

Habitus und Hermeneutik, Konnotation und Implikation

Einige analytische Vorschläge, entwickelt an einem literarischen und einem politischen Beispiel	25
--	----

Von Gerald Mozetič

I. Hermeneutik und Habitus – einige konzeptuelle Überlegungen	25
Spielarten der Hermeneutik	25
Zur Habitusanalyse	28
II. Das literarische Beispiel: Hagauers „Verfahren der Knöpfe“	30
III. Das politische Beispiel: „Wir passen auf dein Kärnten auf!“	36
Literaturverzeichnis	40

Die Konstruktion eines „Neuen Menschen“ im Sowjetkommunismus

Vom zaristischen zum stalinistischen Habitus in Design und Wirklichkeit 43

Von Sabine A. Haring

Vorbemerkung	43
Die Konstruktion eines „Neuen Menschen“	43
Habitus und „Neuer Mensch“	45
Die Konstruktion des „Neuen Menschen“ im Sowjetkommunismus	47
Die vorrevolutionäre russischen Intelligenz	47
Der Habitus des Revolutionärs	50
Der Massenmensch	56
Der Habitus des Stalinisten	60
Literaturverzeichnis	68

Die Theaterzensur in der Habsburgermonarchie im 19. Jahrhundert

Von Norbert Bachleitner

1. Einleitung: Das Theater in Österreich im ‚langen‘ 19. Jahrhundert	71
2. Theaterzensur als aufklärerische Maßnahme unter Maria Theresia und Joseph II. (1770–1790)	72
3. Die Epoche Franz’ I. (1792–1835) und Ferdinands I. (1835–1848): Das Theater in einem autoritären Polizeistaat	75
3.1. Organisation und Grundsätze der Zensur	75
3.2. Beispiele zensurierter Stücke	81
4. Theaterzensur in der neoabsolutistischen und in der konstitutionellen Ära (1849–1918)	91
5. Resümee	101
Literaturverzeichnis	102